

Materialien

zur

Kritik

der

Rationalökonomie

und

Staatswirtschaft.

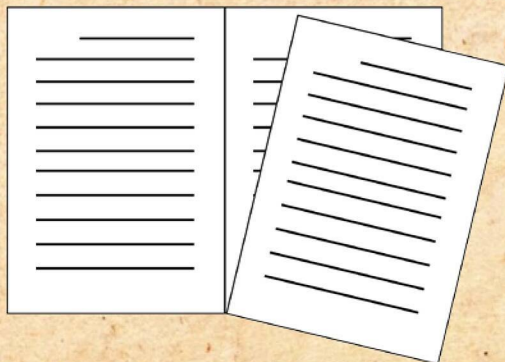


Zweites Heft.

Was ist Werth und Preis?

ESB

Berlin, Posen und Bromberg,
Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.
1829.



W woluminie kolejno współprawne sygnatury:

Kb 9433 /1 I

Kb 9433 /2

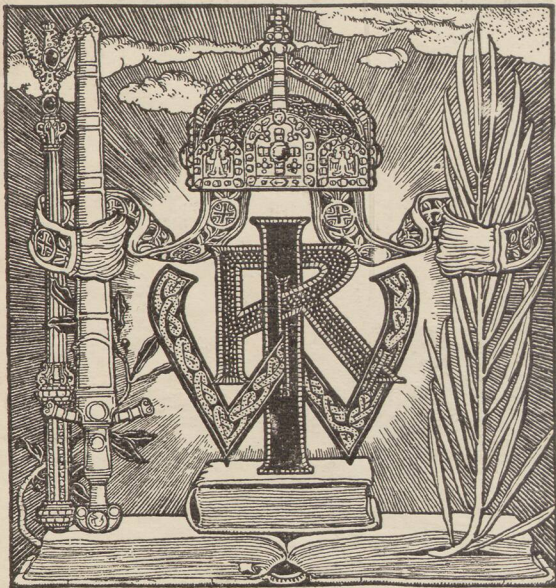
BIBLIOTEKA UNIW. W POZNANIU

Kb 9433

Wypożycza się
tylko do czytelní

Wyd. 1844

KAISER-WILHELM-BIBLIOTHEK-POSEN



Geschenk der Kgl. General-Kommission
Bromberg. 1898-1899.

E. D. d. j.

1898

Materialien

zur

K r i t i k

der

Rationalökonomie

und

Staatswirtschaft.



Zweites Heft.

Was ist Werth und Preis?

ESB

Berlin, Posen und Bromberg,
Druck und Verlag von Ernst Siegfried Mittler.

1829.



Kb 9433/2

V o r w o r t.

Die günstige Aufnahme des ersten Heftes der Materialien zur Kritik der Nationalökonomie und Staatswirtschaft veranlaßt mich zur Herausgabe des zweiten.

Die Nationalökonomielehre soll die Gesetze entwickeln, wie die Reichthümer entstehen, sich vermehren, sich vertheilen, sich verzehren — die Staatswirtschaftslehre soll angeben, wie die Mittel zur Staatsconsumtion aus diesen Operationen am leichtesten, gerechtesten und zweckmäßigsten entnommen werden können, ohne diese Operationen selbst zu beschränken oder zu behindern.

Wäre es nicht unerläßlich notwendig, eine gesunde Staatswirtschaftslehre auf die Resultate der Nationalökonomie zu begründen, so könnte es den Nationen allerdings sehr gleichgültig sein, wie der Reichthum entsteht, sich vermehrt, vertheilt und

verzehrt, und der Einwand: daß die Staaten früher ohne alle theoretischen Kenntnisse der Nationalökonomie bestanden haben, und auch ohne sie fort-dauernd bestehen würden, wäre begründet.

Aber es wird nicht abgeleugnet werden können, daß durch die philosophische Auffassung der Quellen des Nationalreichthums die Staatswirtschaftslehre erst einen festen Grund gewonnen hat. Sonst wurde ins Blaue hinein genommen, wo etwas zu nehmen war, unbekümmert darum, ob der Nationalreichthum dadurch vermehrt oder vermindert wurde; jetzt weiß der sinnige Staatswirth, wo und wie er nehmen kann. Der Nationalökonomist hat ihm die Quellen angezeigt, aus denen er schöpfen soll — er hat ihm die Mittel gewiesen, wie er diese Quellen fließbar erhalten, wie er sie erweitern und nutzbarer machen kann — er hat ihm die Gefahr begreiflich gemacht, die daraus nothwendig entstehen muß, wenn er die Quellen beschränkt, erschöpft. —

Es ist daher wesentlich nothwendig, die Nationalökonomie auf einfache, naturgemäße, allgemein geltende Grundsätze zurückzuführen, um dem Finanzier die Quellen anzuzeigen, woraus er schöpfen

kann, um ihn zu belehren, wo und wie er nehmen soll, ohne die Quellen zu verletzen.

Aber man hat die natürlichste aller Wissenschaften, die alle Menschen seit Jahrtausenden täglich in Uebung haben, in lustigen Hypothesen verloren. — Man hat sich Verhältnisse erschaffen, die in der civilisirten Welt, wie sie nun einmal besteht, nicht verwirklicht werden. Man hat Maassstäbe erfunden, womit die wahrhaft vorhandenen Sachen nicht gemessen werden können. Man hat ein Utopien geträumt, und ein Unding beim Erwachen gefunden.

So behauptet z. B. Ricardo, daß die Vergrößerung der Abgaben der Produktion und Consumption eines Landes keinen Nachtheil bringe. —

Wohin kann eine solche auf nichts begründete Behauptung führen?

So ist die unwiderlegbare Behauptung Hamiltons: daß durch die Anfertigung verzinslicher Staatsschuldscheine ein neues Kapital geschaffen werde, überall bestritten worden.

So behauptet Say, der Reichthum sei das Resultat von drei vereinten Kräften — der Industrie, der Capitale und des Bodens. Woher ent-

stand denn der erste Reichtum, das erste Kapital? Aus der Bewegung der vorhandenen Stoffe zu einer Möglichkeit; es mußte also zuvörderst Industrie da sein, ehe ein Kapital entstehen konnte, und das Kapital ist eine Schöpfung des Menschen durch seine Industrie. —

Noch fehlerhafter ist Ganihs Definition; er sagt: La richesse, dans son acception la plus simple et la plus générale consiste dans l'excédant des produits sur les consommations ou du revenu sur la dépense. — Auf einen Einzelnen angewandt, mag dies richtig sein, auf Nationen ist es durchaus falsch. Ist denn die Nation der Kamtschadalen reich, weil sie Fische und Thran genug hat, um sich zu sättigen, und etwas darüber?

Hat nicht das von Maltus erträumte Mißverhältniß der Fruchtbarkeit der Erde zur Fruchtbarkeit des Menschengeschlechtes, den verruchten Vorschlag zur Infibulation hervorgebracht?

Die Nationalproduktion und Consumption ist ein ganz ander Ding, als die Produktion und Consumption einer Familie, und doch hat Jacob Mill, unbedenklich der Beste unter den neuern Schriftstellern über Nationalökonomie, seine Ansichten auf

die Bestimmung begründet: daß die Nationalökonomie das für den Staat sei, was die Privatökonomie für die Familie ist.

Noch immer nennt man nur diejenige Consumption produktiv, deren Resultat sich in einem materiellen Gegenstande darstellt; und doch ist jede Consumption produktiv, die eine Bewegung hervorbringt, geistig oder körperlich gleichviel, so wie jede Arbeit, geistig oder körperlich, produktiv ist, wodurch etwas Nützlichcs oder Angenehmes aus den vorhandenen Stoffen gezogen oder zusammengesügt wird; denn hervorbringen kann der Mensch nicht, er kann die vorhandenen Stoffe nur bewegen.

Es kann also erst von einer gesunden Staatswirthschaftslehre die Rede sein, wenn die Grundsätze der Nationalökonomie, auf die sie basirt werden muß, allgemein festgestellt und angenommen sind.

Wird meine Theorie des Geldes und meine Definition vom Werth und Preis als richtig anerkannt, so werde ich nur noch zu beweisen haben, daß es in dem bis jetzt angenommenen Sinne keine Rente giebt, um eine neue Grundlage zu einem einfachen Finanzsystem zu gewinnen.

Vorläufig habe ich schon geglaubt, die Streitfrage aufwerfen zu dürfen, ob die sogenannten direkten oder die indirekten Abgaben den Vorzug verdienen?

Ich muß hier noch einmal bemerken, daß ich nur Materialien zur Kritik der Nationalökonomie und Staatswirtschaft liefere, und daß ich über meine Ansichten, die ich in keiner Art für die allein richtigen ausgeben will, die Urtheile wahrhafter Staatsmänner zu erfahren wünsche, um in der Folge aus den Gesamtansichten etwas Haltbares zusammenstellen zu können.

Der Verfasser.

Kritik und Antikritik.

Zur Begründung der Wahrheit.

Nach den mir bekannt gewordenen Rezensionen über das erste Heft der Materialien zur Kritik der Nationalökonomie und Staatswirthschaft darf ich annehmen, daß meine neue Ansicht von der Natur des Geldes die richtige, daß es mir gelungen ist, eine Wahrheit allgemein verständlich hinzustellen, die in ihren Folgen die jetzigen Ansichten über Nationalökonomie und Staatswirthschaft theils abändern, theils berichtigen wird.

Nicht der Stolz, der Erfinder neuer, für die ganze Menschheit so wichtiger Wahrheiten zur Begründung dieser Wissenschaften zu sein, sondern der gute Wille, etwas Nützliches zu leisten, bestimmen mich zur Herausgabe des zweiten Heftes; und ich kann hier nur die Bitte wiederholen: meine Ansichten mit äußerster Strenge zu prüfen, und mich freundlich zurecht zu weisen, wo ich irre. — Meine Antwort auf jede Widerlegung wird beweisen, daß ich nur die Wahrheit will, daß ich mich gern belehren lasse, wenn es darauf ankommt, sie zu ermitteln, daß ich meine Ansichten willig nach einem gründlichen Widerspruche umforme, daß ich mich aber auch für verpflichtet halte, unbegründete zu widerlegen, weil auf diesem Wege der Zweck nur erreicht werden kann.

In unseren Litteraturzeitungen ist in der Regel nicht Raum genug zur gründlichen Beurtheilung kleiner Schriften. — Die Antikritiken müssen zusammengedrängt werden, weil ihre Bekanntmachung kostspielig ist; ich eröffne daher hiermit diesen Kampfplatz, in welchem ich die Beurtheilungen meiner Ansichten aufnehmen und, wo es erforderlich ist, widerlegen, auch sehr gern Ausarbeitungen über Gegenstände der Nationalökonomie und Staatswirthschaft, sie mögen mit meinen Ansichten übereinstimmen oder nicht, unentgeltlich aufnehmen werde, wenn nur die Absicht aus ihnen hervorgeht, das wahre Gute zu befördern, die falschen Theorien zu beseitigen und die Wissenschaft auf Grundsätze zurückzuführen, die das Wohl der Nationen wirklich begründen können.

Folgende Rezensionen über das erste Heft der Materialien sind mir bis jetzt bekannt geworden:

Jenaische allgemeine Litteraturzeitung. Nro. 104. Juni 1828. S. 351.

Materialien zur Kritik der Nationalökonomie und Staatswirthschaft. Erstes Heft. Was ist Geld? Berlin, Posen und Bromberg bei Mittler. 1827. 8 Gr.

„Der Verfasser findet sich durch eine Rezension in der Halle'schen Litteraturzeitung (von 1826 Nro. 97) und durch einen Aufsatz im Hermes (Band 27 S. 107) veranlaßt, gegen die daselbst geäußerte Meinung, „es könne einer Nation sehr gleichgültig sein, ob viel oder wenig Geld im Lande ist, und (was nun daraus folgt) man habe daher von Seiten der Regierung nicht nöthig, auf die Erhaltung und Vermehrung des Geldes zu sehen“ aufzutreten, um das Irrige und Nachtheilige einer solchen Staatsmaxime nachzuweisen. Wir halten zwar durch die genannten Grundsätze die Nationalwohlthat wenig gefährdet, indem gründliche Staatsgelehrte und weise Staatsvorsteher gerade der gegentheiligen Meinung sind, und den Werth des Geldes zu schätzen wissen; es ist jedoch zu be-

bauern, daß es noch Männer giebt, welche über eine Wissenschaft schreiben, die sie nicht nach ihrem ganzen Umfange kennen und zu würdigen verstehen, und die Begriffe ihrer Unterricht suchenden Leser verrücken. Wir räumen gern ein, daß sich der Werth aller Lebensbedürfnisse beständig fort in ein richtiges Verhältniß setzt, es mag viel oder wenig Geld im Lande sein, aber daraus folgt noch nicht, daß die Nation darunter keinen Schaden leide, wenn der Geldvorrath im Lande abnimmt. Im Gegentheil ist dann der Schade der Nation ungeheuer. Der Beweis dazu liegt ganz nahe. Nach dem seitherigen Geldvorrathe im Lande hat sich der ganze Staats- und National-Haushalt gestaltet. Nimmt das Geld im Lande ab, so nehmen deswegen noch nicht die Staatsschulden ab, im Gegentheil steigt der Zinsfuß, und der Staat bedarf mehr Steuern, als vorher. Nimmt das Geld im Lande ab, so muß man ferner viele Waaren und viele Mühe und Arbeit für wenig Geld hingeben; bestehen nun hohe Steuern, so müssen die Unterthanen ungleich mehr Mühe und Arbeit als vorher auf's Bezahlen derselben verwenden. Dieser Nachtheil trifft alle steuerbaren und Staatslasttragenden Unterthanen, mithin leidet die ganze Nation. Am meisten leiden aber noch Diejenigen, welche Kapitale zu verzinsen haben. Die besten Familien gehen dabei und bei hohen Steuern zu Grunde; der Stand der Bettler mehret sich, und der Stand Derjenigen, welche unterstützen können, mindert sich, die Kraft der Nation ist gelähmt u. s. w. Was wir hier mit kurzen Worten sagen, hat der für's Gute eifrige Verfasser dieser Schrift genügend ausgeführt, und der Leser wird in ihr noch Manches finden, was allerdings zur Förderung der Nationalwohlfaht zu beherzigen ist."

Wenn dies auch mehr eine Anzeige, als eine Prüfung meiner Ansichten von der Natur des Geldes ist, so beweiset doch der Eingang und der Schluß:

„Was wir hier mit kurzen Worten sagen, hat der für's
 „Gute eifrige Verfasser dieser Schrift genügend ausge-
 „führt, und der Leser wird in ihr noch Manches fin-
 „den, was allerdings zur Förderung der Nationalwohl-
 „fahrt zu beherzigen ist“

daß Rezensent mit mir einverstanden ist, daß er diese Theorie
 als wahr anerkennt. —

Ich finde mich nur zu einer nothwendigen Bemerkung
 veranlaßt, die zugleich den Grund entwickeln soll, der mich
 überhaupt zur Herausgabe der Materialien bestimmt hat.

Es darf allerdings vorausgesetzt werden, daß gründliche
 Staatsgelehrte und weise Staatsvorsteher gerade der gegensei-
 tigen Meinung sind und den Werth des Geldes zu schätzen
 wissen; aber bei der fortschreitenden Entwicklung des Verfas-
 sungswesens wird es nothwendig, auch die Deputirten der
 Nation über Gegenstände zu belehren, die bei jeder Verhand-
 lung zur Sprache kommen.

Von diesen Männern kann man aber voraussetzen, sie
 wissen bloß aus Büchern und Journalen, was sie über diese
 Gegenstände wissen, und der unter ihnen, der am meisten dar-
 über gelesen hat, wird gewiß bald eine Superiorität über die
 Anderen gewinnen, denen diese Gegenstände fremd sind. —
 Bis jetzt hat sich noch kein gründlicher Staatsgelehrter der
 Herabwürdigung des Geldes öffentlich entgegengestellt; und
 wenn auch angenommen werden kann, daß selbst die Plurali-
 tät der Deputirten auf die Letzt gegen die reifere Ansicht wei-
 ser Staatsvorsteher nicht durchdringen wird, so wird der Dün-
 kel des Besserwissens, gestützt auf die öffentliche Meinung acht-
 barer Gelehrten, dennoch Unzufriedenheit mit der Regierung
 hervorbringen, ein Uebelstand, der überall bemerklich wird, und
 dem nur begegnet werden kann, wenn die Fundamental-Wahr-
 heiten des geselligen Vereins unumstößlich und in einer Art
 dargestellt werden, daß sie Jeder verstehen kann.

Ich halte mein Unternehmen, wenn ich den Zweck erreiche, daher für höchst erspriesslich, um den nothwendigen Frieden zwischen der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt, ohne welchen kein Gedeihen erfolgen kann, zu begründen und zu befestigen.

Leipziger Litteratur-Zeitung. Am 26sten des September. 239. 1828.

Staatswirthschaft.

Materialien zur Kritik der Nationalökonomie und Staatswirthschaft. Erstes Heft. Was ist Geld? Berlin, Posen und Bromberg bei Mittler 1827.

„Der ungenannte Verfasser dieser wohl geschriebenen Abhandlung sucht vornehmlich die bei einer zahlreichen Classe nationalökonomistischer Schriftsteller vorherrschende Geringschätzung des Geldes oder Geldpreises in ihrer Verkehrtheit darzustellen, und seine Betrachtungen darüber sind wirklich wohlbegründet und unwiderlegbar. Es ist eine Thorheit, zu behaupten, das Geld habe nur einen relativen Werth, sei bloß Vorstellungszeichen der Sachen, und daher liege nichts daran, ob viel oder wenig Geld in einem Lande sei, indem nach Maaßgabe seiner Verminderung oder Vermehrung, also nach Maaßgabe des sich verändernden Verhältnisses seiner Menge zu jener der Sachen, auch sein Preis sich verändern, d. h. nichts Anderes dadurch bewirkt werde, als daß bald weniger, bald mehr Geld hinreichend oder erforderlich sei, um dieselbe Quantität von Sachen oder Waaren vorzustellen.“

„Nichts ist einleuchtender — und der Verfasser hat es auf eine genaue verständliche Weise und mit unbestreitbaren Rechnungsexempeln dargethan — daß das Geld, außer seinem unbestimmten, veränderlichen, als Werthmesser alles übrigen Vermögens und als Preiszeichen für alle Waaren dienenden Gebrauchswerthe, noch einen bestimmten unveränderlichen Werth besitze, als Ausgleichungsmittel für übernommene,

in Gelde ausgedrückte Verpflichtungen, als Staatsabgaben, Capitalzinsen, Communal- und andere Beiträge, Leistungen an Kirchen, Schulen, Armenanstalten u. s. w., und daß daher, wenn der Geldpreis der Sachen fällt, und z. B. ein Grundbesitzer für die Jahresproduktion seines Grundes bei deren gesunkenem Preise anstatt 1000 Thaler, die er früher einnahm, nur noch 600 Thaler einnimmt, während seine jährliche Ausgabe für die benannten Gegenstände z. B. 550 Thaler beträgt, ihm jetzt nur noch 50 Thaler zur eigenen Verzehrung übrig bleiben, wogegen ihm früher 450 Thaler für diese freie Verzehrung erübrigten; daß er demnach $\frac{1}{2}$ seines bisherigen reinen Einkommens durch jene, wiewohl nur $\frac{2}{3}$ betragende Preisverringerung erleide, und dergestalt dem unvermeidlichen Ruin zueile. Der Verfasser hätte noch beisetzen können, daß das Geld selbst in seiner Eigenschaft als Vorstellungszeichen, und daher als allgemeiner Preis der Sachen, einen absoluten Werth wenigstens in sofern habe, daß die Verminderung oder Vermehrung desselben nicht schon im Verhältnisse mit der sich ändernden Geldmenge in einem oder dem andern Lande, sondern nur mit jener in der ganzen Handelswelt Statt finde, indem es nicht nur Vorstellungszeichen der Waaren eines Landes, sondern aller Länder ist, und daher z. B. ein Engländer, wenn auch, wegen der großen Menge des Geldes in England, die englischen Waaren theurer und in sofern sein größerer Geldvorrath ohne bedeutenden Nutzen für ihn sein sollte, demnach in seinem größeren Geldvorrathe die Mittel zum Ankaufe einer gleichmäßig größeren Menge ausländischer Waaren, dennoch einen wirklich größeren Reichthum besitzt."

„Die Anerkennung solches in der That bestehenden, gewissermaßen absoluten Werthes des Geldes kann uns jedoch keinesweges bestimmen, die englische Kornbill, so wie der Verfasser thut, als eine für England nothwendige oder höchst nützliche Maaßregel in Schutz zu nehmen. Vielmehr sind wir

der Meinung, daß aus einem höheren Standpunkte das Princip der Handelsbeschränkung im Allgemeinen würdigenden Politik, jene Bill vielfach verwerflich und für England nicht minder, als für das mit demselben in Handelsverkehr stehende Ausland wahrhaft heillos sei. Die Gründe für solche Behauptung hat schon Torrens in seinem Essay on the influence of the external Corn trade upon the production and distribution of national Wealth etc. so nachdrücklich und einleuchtend dargestellt, daß es unnöthig scheint, hier ein Mehreres beizufügen.“

Rezensent erkennt meine Ansicht von der Natur des Geldes für wohlbegründet und unwiderlegbar. — Aber er sagt:

„Die Anerkennung solches in der That bestehenden, gewissermaßen absoluten Werthes des Geldes kann uns jedoch keinesweges bestimmen, die englische Kornbill, so wie der Verfasser thut, als eine für England nothwendige oder höchst nützliche Maaßregel in Schutz zu nehmen.“

Ich glaube, mich hier zuvörderst über meine Ansichten im Allgemeinen aussprechen zu müssen.

Der wichtigste Hebel zur Erlangung, Erhaltung und Vermehrung des National-Reichthums ist die freie Bewegung der gewonnenen nützlichen Produktion. Im Verhältniß der Schnelligkeit der Bewegung vermehrt sich der Nationalreichthum. — Jede Hemmung ist widerrechtlich, denn sie stört die freie Entwicklung und Anwendung der physischen und intellektuellen Kräfte der Nation, sie ist antinationalökonomisch, weil sie die Bewegung verringert.

Durch die vollkommenste Handelsfreiheit von Innen nach Außen und umgekehrt kann also nur der Zweck erreicht, die möglichst geschwinde Bewegung hervorgebracht werden; ich erwarte: Rezensent ist hier mit mir einverstanden?

Aber es giebt Verhältnisse im innern Staatsleben, die zu

gewissen Zeiten und unter gegebenen Verhältnissen, eine theilweise Ausnahme zum Wohle der Gesammtheit nicht nur gestatten, sondern sogar gebieten, wenn es nämlich darauf ankommt, durch die Beschränkung eines kleinen Theils der Nation die Gesammtheit zu retten, ein Verhältniß, wo der Staatswirth eine Zeit lang auf die Vermehrung des Nationalreichthums verzichten muß, um den bereits errungenen zu erhalten.

Die Continentalsperre hat Resultate erzeugt, die kein Mensch ableugnen kann. — Die Baumwollen-Fabrikation hat dadurch in Deutschland und Frankreich höchst bedeutende Fortschritte gemacht, die erzeugte Waare konnte an Güte der englischen gleichgestellt werden, nur behielten die Engländer den Vortheil der Wohlfeilheit, weil sie das rohe Produkt wohlfeiler bezogen, weil ihre Maschinen vollkommener waren, weil sie mehr Verlagskapital hatten, um die Fabrikation ins Große zu treiben, und daher mehr die Quantität als die Einträglichkeit des Absatzes berechnen durften, da die Summe der kleinen Gewinne doch immer einen bedeutenden Vortheil abwarf. — Tuche und Wollenwaaren wurden nun eben so gut und eben so wohlfeil wie in England fabricirt, und die Stahlwaaren waren den englischen gleich zu stellen.

England hatte dagegen eine höchst bedeutende Menge uncultivirter Aecker tragbar gemacht, und sich mit Kraft und Macht auf die Landwirthschaft geworfen und dadurch successive so viel gewonnen, als es bedurfte.

So standen die Sachen bei dem Pariser Frieden. — Frankreich und Deutschland konnten hinsichtlich der Bonität die englischen Fabrikate entbehren, wenn sie auch die selbstfabricirten etwas theurer bezahlen mußten. — England konnte die fremde Korneinfuhr entbehren, da es selbst genug producirte, wenn es das Getreide auch etwas theurer bezahlen mußte.

Der Reiz zum wechselseitigen Austausch des Getreides gegen Fabrikate war also nicht mehr in dem Verhältniß wie früher vorhanden — und die wechselseitigen Abgaben auf den Eingang dieser Erzeugnisse schwächten ihn noch mehr, weil dadurch auch der Gewinn der Wohlfeilheit verloren ging. — England hatte seine Schuldenlast während des Krieges ungeheuer vermehrt. Die Armentaxe war zu einer besorglichen Höhe gestiegen — eine Quantität Menschen, die für den Krieg und seine Bedürfnisse gearbeitet hatten, wurden brodlos; aber die bedeutend vermehrten Staatsabgaben, die Armentaxe mußten aufgebracht werden — es mußte nothwendig etwas geschehen, um unter den ganz veränderten Verhältnissen den größten Theil der Nation steuerbar zu erhalten.

Wenn nun, was Rezensent anerkannt hat, so viel Geld in einem gegebenen Staate vorhanden sein muß, um damit die Tauschgeschäfte zu betreiben, um damit die im Gelde bestimmten Verpflichtungen zu erfüllen (1stes Heft S. 35.), wenn es eben so wahr ist, was ich im ersten Hefte S. 21 gesagt habe:

„Sinkt daher der Geldertrag der Grundstücke, so vermindert sich im Verhältniß des Sinkens das Stammvermögen des Staates, weil Vermögen, das keinen Nutzen bringt, aufhört Vermögen zu sein“

so mußte nun unter den gegebenen Verhältnissen ein energisches Mittel ergriffen werden, um den Abfluß des baaren Geldes in's Ausland zu beschränken, weil es höchst nöthig zur Befreiung der beinahe unerschwinglichen Abgaben gebraucht würde, es mußte dem Getreide eine bedeutende Schutzabgabe bewilligt werden, um die Hauptsache, das Stammvermögen des Staates, zu retten*).

*) Schon in den frühesten Zeiten hat sich die Gesetzgebung in England in die Getreide-Ausfuhr gemischt, und der Thatbestand beweiset, daß dadurch die Cultur und mit ihr der Reichthum der Nation gewonnen hat. —

Hätte England die freie Einfuhr des fremden Getreides gestattet, und wäre dadurch die Absicht der Gegner der Bill erreicht worden, daß die Fabrikanten wohlfeiler Brod erhalten

Im Jahre 1562 war die Ausfuhr nach einer Parlaments-Acte erlaubt, sobald der Quarter Weizen bis auf 10 Schilling und der Quarter Gerste und Malz auf 6 Schilling 8 Pence gefallen war. —

Im Jahre 1593 wurde der Normalpreis für die erlaubte Ausfuhr, der Quarter Weizen auf 20 Schilling und 12 Schilling der Quarter Gerste und Malz bestimmt. —

Im Jahre 1623 wurde dieser Normalpreis für den Weizen auf 32 und für Gerste und Malz auf 16 Schilling festgestellt. —

Unter Carl II. fiel der Getreidepreis, und die Parlaments-Acten von den Jahren 1660, 1663 und 1670 bestimmten eine Einfuhrabgabe auf fremdes Getreide, um dem Landmann zu helfen, weil mehr producirt als consumirt wurde. —

Zur Zeit der Revolution wurde, um die Hülfsmittel zur Kriegsführung gegen Ludwig XIV. zu gewinnen, eine Prämie von 5 Schilling auf den Quarter Weizen, und 2 Schilling 6 Pence auf den Quarter Gerste und Malz bewilligt, solange der Quarter Weizen nicht über 48 Schilling und die Gerste und das Malz nicht über 24 Schilling stieg, und dagegen die Einfuhr fremden Getreides ganz verboten. —

Im Jahre 1773 wurde die Einfuhr des Weizens erlaubt, wenn der Quarter 48 Schilling und darüber;

Im Jahre 1791, wenn er 54 Schilling und darüber galt. —

Im Jahre 1804 wurde die Einfuhr des fremden Weizens in der Art verboten, daß er nicht eher zugelassen wurde, bis der Weizen 63 Schilling galt, und auch dann nur gegen eine Abgabe, bis der Durchschnittspreis auf 66 Schilling stieg. —

1815 wurde die Einfuhr untersagt, bis der Quarter 80 Schilling kostete. —

Im Jahre 1816 erfolgte aber eine so schlechte Ernte, sowohl in England als auf dem Continente, daß man in unserm Jahrhundert kaum eine schlechtere erlebt hat. Diese kehrte nun den Zustand der Dinge plötzlich um, trieb die Preise in die Höhe und nöthigte uns in den Jahren 1817 und 1818 zu einer Einfuhr, von deren Größe unsere vorige Geschichte kein Beispiel enthält. Als aber im Februar 1819 die Noth vorüber war, trat das Fallen der Preise wieder ein, und im Jahre 1820 brachte die reiche Ernte dieselben so tief herunter, daß der Landmann darüber Jammer und Wehe schrie, und dabei ist es auch seitdem bis jetzt geblieben. —

England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen, betrachtet von Joseph Lowe Esq. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom Staatsrathe und Ritter Dr. L. H. v. Jacob, Professor der Staatswissenschaften in Halle. Leipzig bei Brockhaus 1823.

Hätten, so wäre doch offenbar der durch die freie Einfuhr verringerte Preis der Urprodukte eine Prämie gewesen, die man dem Handel und der Fabrikation bewilliget hätte: so wie der durch die Kornbill erhöhte Preis der Urprodukte offenbar eine Prämie ist, die man der Urproduktion bewilliget hat*).

Es konnte also hier nur die Frage sein, da die durch den Krieg hervorgebrachte innere und äußere Bewegung im Friedenszustande nicht zu erhalten war, durch welche Prämie wird der Zweck erreicht werden, d. h. die Gesamtheit im Stande erhalten werden, die fast unerschwinglichen Abgaben und Armentaxen aufzubringen, wodurch ist das Stammvermögen des Staates im Preise zu erhalten?

Es bedarf wohl keines Beweises, daß, wenn es in England je dahin kommen sollte, daß das Grundeigenthum auf die Hälfte des Preises sänke, bei dieser ungeheuren Schuldenlast, der Staatsbanquerot unvermeidlich wäre. — Es bedarf keines Beweises, daß der Continent und Amerika den Markt für englische Fabrikate, durch eigene verbesserte Fabrikation, und durch Zollabgaben, die an ein Prohibitivsystem grenzen, den Handel mit denselben, unabhängig von der Kornbill, bedeutend beschränkt haben — daß aber diese Beschränkung die Erzeugung und den Handel mit denselben nur theilweise treffe, da die Engländer, Herren der See und im Besitz aller wichtigen Handelsstationen in allen Theilen der Welt sind, und folglich immer zureichende

*) In dem Berichte des Ausschusses der Sachverständigen über den Zustand des Ackerbaues in England 1821 heißt es:

„Diese Ansicht ist es, welche das Parlament in Erwägung zu ziehen haben wird, um seine Maasregeln so einzurichten, daß England auf der einen Seite in Ansehung seiner Subsistenzmittel nicht von fremden Ländern abhängig werde; auf der andern Seite aber auch kein zu großer Unterschied durch künstliche Mittel zwischen dem Preise der Lebensmittel in diesem und in anderen Ländern hervor gebracht wird. — Ein Unterschied, der leicht unser Kapital aus dem Lande treiben und unsere Landinteressenten nöthigen könnte, eine noch größere Menge Arme aus verminderten Quellen zu erhalten.“ —

Märkte behalten, wo sie den Preis bestimmen können; daß daher durch die theilweise Beschränkung einiger Märkte wohl hie und da eine Stadt, ein Flecken in Verlegenheit kommen, daß aber im Allgemeinen Handel und Fabrikation nicht so bedeutend leiden kann, um Besorgnisse für das Allgemeine zu veranlassen.

Es war daher vorzuziehen, die Prämie dem Getreidebau zu bewilligen, um das Wichtigste, das Stammkapital der Nation und die bedeutenden Kapitale, die während des Continentalsystems auf die Verbesserung der Urproduktion verwandt waren, zu retten, nämlich so lange, als in England Getreide genug erzeugt wird, um die ganze Nation zu ernähren.

Ich habe S. 22 auch nur gesagt,
 „daß die Engländer, so lange sie durch die, in Folge der
 „Continental Sperre erhöhte Cultur, so viel an Urpro-
 „dukten gewönnen als sie verzehrten, ganz zweckmäßig
 „gehandelt haben, die Kornbill zu geben.“

Es kann hier nur noch die Frage sein, was haben die Engländer dabei verloren? und wäre eine Schutzabgabe nicht zweckmäßiger gewesen als die normirte Höhe zu 80 Schilling zur freien Einfuhr?

Wenn zugegeben werden muß, daß der Handel mit Fabrikaten auf dem Continente durch die Beschränkung des Austausches mit Getreide theilweise abnehmen mußte, so kann dies vorzüglich nur auf Zwiste angewendet werden, denn Tuche und andere Wollfabrikate, so wie Stahlwaaren, waren uns schon durch das Continentalsystem entbehrlich geworden. Empfindlicher für die Engländer waren noch die schnellen Fortschritte der Amerikaner in allen Arten der Fabrikation; und auch ohne Kornbill würden die Engländer dahin keine bedeutende Geschäfte gemacht haben. Der Gewinn an Zwisten ist bei der Wohlfeilheit der Waaren nur sehr gering; ein großer Theil der Arbeiter war schon durch die Vervollkommnung der Ma-

schinen entbehrlich geworden, und ihre Nahrungslosigkeit kann daher nur theilweise der Kornbill zugeschrieben werden.

Wenn aber doch nicht zu leugnen ist, daß die Bewegung der industriellen Produktion, d. h. der Handel damit, in einiger Art durch die Kornbill beschränkt worden ist, so muß auf der andern Seite auch wieder reiflich erwogen und berechnet werden, was der durch die Kornbill erhöhte Cours zum Vortheil der Engländer rentirt hat. — Dieser wäre offenbar gedrückt worden, es wären Millionen für fremdes Getreide ins Ausland gegangen, denn mit Baumwollenzeugen wäre der Betrag allein bei der verbesserten Fabrikation dieses Artikels, auf dem Continente nicht saldert worden. — Man muß berechnen, was Irland und Kanada dadurch gewonnen, und dieser Ueberschuß, mit der Erhöhung des Courses zusammengenommen, wird wohl beinahe den Ausfall decken, den der Handel gehabt haben soll. —

Eben so wurden durch die Vervollkommnung der Maschinen die Mittel beschafft, die wenigen Arbeiter, die neben ihnen noch beibehalten werden mußten, besser bezahlen zu können, ohne das Fabrikat zu vertheuern. Der Verbrauch der Kolonialwaaren hat sich in der Periode der Kornbill eher vermehrt als vermindert, und wenn England einen Theil dieses Handels verloren hat, so ist die Konkurrenz anderer, aber nicht die Kornbill daran Schuld.

Aber selbst angenommen, es sei ein bedeutender Verlust in dieser Hinsicht entstanden, so ist er doch gegen den unendlichen Gewinn nicht in die Waageschaale zu legen, daß das Grundeigenthum im Preise sich behauptete, daß Besizer und Pächter dem Staate zahlbar blieben, was in keiner Art der Fall gewesen wäre, wäre das Getreide auf die Hälfte des Normalpreises gesunken, was durch die übertriebenen unbegründeten Handelsspekulationen mit Getreide in den Jahren 1818 und 1819 sehr leicht hätte der Fall sein können.

Aber es ist ja, wie ich selbst S. 53 gesagt habe, eine andere Frage: ob diese Höhe von 80 Schilling eben nothwendig war, um den Zweck zu erreichen.

Ich glaube allerdings, es wäre zweckmäßiger für das Ganze, besonders aber für Handel und Gewerbe gewesen, hätte man die Höhe auf 70 Schillinge festgestellt — immer eine zu reichende Prämie, wobei der Grundbesitzer selbst in England bestehen kann, und das Grundeigenthum in seinem Preise gesichert wurde. Aber selbst die von Herrn Canning projektirte Skale zur Zollabgabe dehnt sich doch bis 80 Schilling hinaus, und man darf voraussetzen, daß die liberalen Männer Canning und Huskisson, die ja den freien Handel wollten, versteht sich, in sofern er mit dem übrigen innern Staatsleben correspondirt, Alles angewandt haben werden, um die möglichst niedrigsten Zahlen anzunehmen.

Erwägt man nun, daß, ist die Einfuhr einmal gegen einen bestimmten Zoll erlaubt, die Schmuggelei in England nicht zu vermeiden ist, so fragt sich immer noch, was für England zweckmäßiger war: ein gänzlich Verbot der Einfuhr bis zu einer gewissen Höhe, oder eine Freiheit mit einer Zollskale, die dem englischen Kaufmann und Fabrikanten nichts hilft, und den Getreidehandel des Continents nicht belebt.

Ich bin eben so bitterböse auf die Kornbill als Rezensent; ich wünschte, daß nie die Rede davon gewesen wäre, denn mein armes Vaterland hat am meisten dabei gelitten — aber ich muß nach nochmaliger reiflicher Prüfung doch gestehen, daß die Engländer unter den gegebenen Verhältnissen nichts Anderes thun konnten. Weiß Rezensent eine andere Maaßregel, wodurch unter den gegebenen Verhältnissen das Grundeigenthum im Preise, und die Nation steuerbar erhalten werden konnte, so wird es mir sehr angenehm und erfreulich sein, wenn er mich darüber recht ausführlich belehren will.

Allgemeine Litteraturzeitung. Julius 1828. 172.
S. 522 seq.

Politische Oekonomie.

Materialien zur Kritik der Nationalökonomie und Staats-
wirthschaft. Berlin, Posen und Bromberg bei Mittler.

Erstes Heft. Was ist Geld? 1827.

„Die kleine Schrift verräth einen gebildeten, denkenden und wohlmeinenden Verfasser, der, wenn auch seine Aussprüche zum Theil bestritten werden müssen, doch zur Fortsetzung seiner Untersuchungen (er macht dazu in der Vorrede Hoffnung) zu ermuntern ist, weil daraus ohne Zweifel eine nützliche Anregung zur besseren Begründung einzelner Materien hervorgehen wird.“

„Der Verfasser hat vorzüglich das Interesse der Grundeisgenthümer und Landwirthe im Auge. Er ist von der gegenwärtigen Bedrängniß dieser beiden Classen lebhaft ergriffen, und findet in ihr den Antrieb, eine neue Ansicht von der Natur des Geldes aufzustellen, indem er es für ausgemacht hält, daß die Wohlfeilheit der Bodenerzeugnisse aus einer Veränderung im Preise der edeln Metalle, und diese wieder aus der Verringerung des Metallwerthes in Europa entsprungen sei.“

„Hieraus leitet er folgende Sätze ab:

Geld hat einen doppelten Gebrauchswerth,

- 1) einen unbestimmten veränderlichen als Werthmesser alles beweglichen und unbeweglichen Vermögens, und als Preiszeichen für alle Waaren;
- 2) einen bestimmten unveränderlichen Werth als Zahlungsmittel für übernommene in Geld ausgedrückte Verbindlichkeiten, als Staatsabgaben, Zinsen von ausgeliehenen Kapitalien, Communal- und andere Beiträge u. s. w.“

„Daher muß in jedem Staate eine verhältnismäßige Menge Geld vorhanden sein, um die in demselben bestimmten Ver-

pflichtungen zu erfüllen. Eine Verminderung des Geldvorrathes ist keinesweges gleichgültig, ihre Folgen verlieren sich auch nicht mit der Zeit von selbst, weil es viele Ausgaben giebt, deren Größe nicht abnimmt, wenn gleich der Preis der edeln Metalle gegen die Waaren beträchtlich steigt. Es wird also eine empfindliche Zerrüttung fortbauern, bis das Geld seinen alten Preis durch den natürlichen Lauf der Dinge, oder, was aber schwierig ist, durch eine zweckmäßige Gesetzgebung wieder erlangt. — Es ist leicht zu zeigen, daß der Verfasser bei dieser Schlussfolge von einer *petitio principii* ausgeht. Nezensent will nicht in Abrede stellen, daß seit zwei Jahrzehenden eine Erhöhung im Preise der edlen Metalle gegen andere Güter vorgegangen ist, und zwar nicht allein aus der S. 23 der vorliegenden Schrift angegebenen Ursache, nämlich der Abnahme des Metallzuflusses aus Amerika, sondern auch zufolge der, in dieser Beziehung schon 1820 von Nebenius berücksichtigten Verminderung des Papiergeldes in mehreren Ländern von Europa. Die Veränderungen der umlaufenden Geldmenge in Zahlen nachzuweisen, ist bekanntlich überaus schwer. Wir wissen nicht genau, wie viel weniger Gold und Silber seit 1809 über das atlantische Meer gekommen ist, wir können nicht beurtheilen, wie weit die, ohne Zweifel schon in dem französischen Revolutionskriege begonnene Einschmelzung der in Kirchen und Privathäusern zu Schmuck, Geschirr und dergleichen verwendeten edlen Metalle jenen geringeren Zufluß zu vergüten vermochte; es mögen daher die von dem Verfasser aufgestellten Zahlen auf sich beruhen. Doch ist es nicht richtig, daß der europäische Continent seit 1810 gar keine Metallzuflüsse aus Amerika erhalten habe, und daß die Ausbeute der europäischen Bergwerke gar keine Berücksichtigung verdiene. In jedem Fall muß aber eine Wohlfeilheit, die in dem Theuerwerden des allgemeinen Preismaßes, d. i. des Geldes, ihre Quelle findet, sich auf alle Waaren gleichmäßig erstrecken.

Wenn

Wenn z. B., wie Nebenius (Der öffentliche Credit. Anhang Seite 252) vermuthet, die Geldmenge um 12 Prozent sich vermindert hat, so wird man um 88 Rtl. so viel von jedem verkäuflichen Gegenstande kaufen können, als bisher für 100 Rtl. Da nun das Getreide unleugbar in einem weit stärkeren Maaße, und zugleich mehr als andere Güter im Preise gesunken ist, so müssen bei ihm noch andere besondere Umstände im Spiele sein, wohin, wie leicht zu erachten ist, die besseren Ernten, der häufigere Anbau, und der Friedenszustand gehören. Viele Waaren sind neuerdings, zufolge ähnlicher besonderer Umstände, wohlfeiler geworden, z. B. die Baumwolle — und Wollenzeuge durch die Fortschritte in der Fabrikationskunst; andere Gegenstände sind dagegen aus Ursachen, die sie allein betreffen, zu einem höheren Preise gekommen*). Wenn wir jedoch, wie es geschehen zu müssen scheint, eine Preiserniedrigung als Regel annehmen, so müssen wir bei dem Getreide einen darüber hinausgehenden Preisabschlag zugeben, auf welchen die ganze Argumentation unsers Verfassers nicht anwendbar ist. Es bleibt immer verdienstlich, die Folgen einer allgemeinen Verminderung der Umlaufsmittel zu untersuchen, nur müssen wir uns erinnern, daß diese Folgen, von welcher Art sie sein mögen, nur weit schwächer, als der Verfasser sich vorstellt, in unseren Tagen zum Vorschein kommen können.“

„Auch die Vorstellung von einem doppelten Werthe des Geldes hält die Prüfung nicht aus. Genau betrachtet ist hier nur vom Preise die Rede, dieser aber ist in den beiden, von dem Verfasser unterschiedenen Fällen einer und derselbe, nur in dem Gebrauche, den man von den Preisverhältnissen macht, liegt eine Verschiedenheit.“

„Die in Geld ausgedrückten Leistungen werden nämlich

*) Hier gesteht ja Herr Rau selbst ein, daß man für 88 Rtl. mehr oder weniger von allen verkäuflichen Gegenständen kaufen kann, als bisher für 100 Rtl.?

nur einmal oder doch innerhalb kurzer Fristen entrichtet, oder sie sollen längere Zeit hindurch vorgenommen werden, ohne daß man sich die Mühe geben könnte, sie jedesmal nur nach den Preisen der Dinge zu bestimmen. Es kann also im letzteren Falle ein Mißverhältniß daraus entstehen, daß eine Leistungsverbindlichkeit in einem Betrage fortbesteht, welcher den veränderlichen Preisen nicht mehr entspricht.“ —

„Diese Störungen sind nicht immerwährend, wenn sie sich gleich lange genug erstrecken können, um der aufmerksamsten Betrachtung werth zu sein.“

„Die Staatsabgaben werden durch angemessene Beschränkungen der öffentlichen Consumption, die Zinsen durch Abtragung der Schuldforderungen vermindert, doch kann dies erst allmählig geschehen, und auch verschiedene andere Ausgaben, die gerade dem Grundeigenthümer am meisten zur Last fallen, als Communalabgaben, Grundzins u. dgl., müssen noch eine Zeit lang unverändert fortdauern.“

„Der Verfasser sucht dies auch bei einzelnen Gegenständen der Consumption nachzuweisen, beim Salz, Leder, so wie bei dem Arbeitslohne. Dies gelingt ihm nicht, weil er nur darauf achtet, ob eine Ausgabe von dem Preise der rohen Produkte bestimmt werde, ohne zu erwägen, daß alle Dinge aus der nämlichen Ursache, wie die Letzteren, im Preise herabgedrückt werden müßten.“

„So heißt es Seite 17: Bei der Wohnungsmiethen entscheidet allein die Quantität und Qualität der Bevölkerung im Verhältniß zu den bewohnbaren Häusern.“

„Richtig; aber wenn das Geldeinkommen der Miether abnimmt, so werden sie auch eine geringere Geldsumme als Miethzins anbieten, die nur, wegen des geänderten Metallpreises, noch gleich viel andere Dinge erkaufte, wie zuvor.“

„Eben so wenig ist die Behauptung zu billigen:

„„ sinkt der Geldertrag der Grundstücke, so vermindert
 „„ sich das Stammvermögen des Staates““ (S. 21.)

„Es ist bekannt, daß die Größe des Vermögens nicht gründlich nach dem Preise, für den man es gerade kaufen kann, beurtheilt werden kann, sondern bloß nach der Ausdehnung des Nutzens, der aus ihm für menschliche Zwecke zu ziehen ist. Eine bloße Preisveränderung, wenn sie nicht eine Schwächung der Produktion nach sich zieht, kann bloß die Vertheilung der Gütermasse unter die verschiedenen Volksklassen und Individuen umändern, Einige bereichern, Andere in Verlegenheit oder Noth setzen, das Volksvermögen im Ganzen aber nicht verringern. So läßt sich denn zeigen, daß die über das allgemeine Maaß der Preiserniedrigung hinausgehende Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse nothwendig die Stadtbewohner in Vortheil setzen muß, was auch das von unserem Verfasser (Seite 32) bemerkte Steigen der Miethen in den Städten außer Zweifel setzt. Ein fortdauerndes Steigen des Getreidepreises würde deshalb keinesweges den Staat, sondern nur die Grundeigenthümer bereichern können.“ (Vergl. S. 43.)

„Die in 18 §§. ausgesprochenen Resultate (Seite 35) bedürfen aus den angegebenen Gründen mancher Berichtigungen. Gegen die hier, wie an vielen anderen Stellen wiederkehrende Behauptung von dem doppelten Werthe des Geldes ist schon der Umstand entscheidend, daß die in verschiedenen Zeiten stipulirten Leistungen offenbar nach verschiedenen Preisen regulirt sind, z. B. die Zinsen einer Hypothekenschuld, die man 1807 und 1827 aufnahm*). Papiergeld, welches auf $\frac{1}{2}$ und noch weiter hinab gestückelt wäre, würde höchst unbequem sein. Daß ein im Course gesunkenes Papiergeld nicht mehr

*) Hier ist wieder nur von der Quantität und nicht von der Qualität die Rede.

Geld, sondern Waare sei (§. 15.), widerstreitet allen Begriffen, und selbst den im §. 10. aufgestellten Merkmalen. — Es wäre verdienstlicher gewesen, ausführlicher zu untersuchen, wie die Staatslasten in Gemäßheit der jetzigen Preisverhältnisse vermindert werden könnten.“

„Von den beiden polemischen Anhängen beschäftigt sich der zweite mit den englischen Korngesetzen. Der Verfasser geht zu weit, wenn er glaubt, die Engländer würden ohne Kornbill keine wohlfeileren Fruchtpreise gehabt haben, und wenn er den Satz als unbedingte Regel aufstellt: „„Es müssen zuvörderst alle Kapitale auf die Urproduktion verwendet werden, um die Existenz der Nation unter allen Verhältnissen zu sichern““; denn es giebt Umstände*), wo man diese Sicherung auch ohne inländischen Anbau des ganzen Nährbedarfs einigermaßen erlangen kann, was wir jedoch hier nicht weiter verfolgen dürfen.

K. H. Rau.“

Zuvörderst muß ich bemerken, daß Herr Rau mir eine mir ganz fremde Absicht aufbürdet, wenn er sagt:

„der Verfasser hat vorzüglich das Interesse der Grund-
eigenthümer und Landwirthe im Auge. Er ist von
der gegenwärtigen Bedrängniß dieser beiden Klassen
lebhaft ergriffen, und findet in ihr den Antrieb, eine
neue Ansicht von der Natur des Geldes auf-
zustellen, indem er es für ausgemacht hält, daß die
Wohlfeilheit der Bodenerzeugnisse aus einer Verände-
rung im Preise der edlen Metalle, und diese wieder
aus der Verringerung des Metallwerthes in Europa
entsprungen sei.“

Ich habe weder das besondere Interesse der Grundeigen-
thümer und Landwirthe vorzüglich im Auge gehabt, noch we-
niger habe ich beweisen wollen, daß die Wohlfeilheit der Bo-

*) Also Ausnahmen von der Regel.

denerzeugnisse aus einer Veränderung der Preise der edlen Metalle entsprungen sei, sondern allein und ausschließlich, daß Geld einen doppelten Gebrauchswerth habe.

Wenn sich aus den Beweisen zu dieser Vordersatz ergeben hat, daß der Grundeigenthümer und Landwirth am meisten dabei leidet, wenn eine Verringerung der edlen Metalle eintritt, wenn sich das Geld höher zu den Waaren stellt, so kann doch in keiner Art gesagt werden, daß aus diesen Folgesätzen der Hauptsatz abgeleitet sei, und ich könnte mir die Verlegung der Aeußerung:

„Es ist leicht zu zeigen, daß der Verfasser bei dieser

„Schlußfolge von einer *petitio principii* ausgeht“

ersparen, wenn ich nicht darthun könnte, daß dies Herr Rau selbst gethan hat.

Denn soll hier verstanden werden, daß etwas für wahr angenommen ist, was noch streitig ist, so will Herr Rau ja selbst nicht in Abrede stellen, daß seit zwei Jahrzehenten eine Erhöhung im Preise der edlen Metalle gegen andere Güter vorgegangen ist, oder wird gemeint, daß mit anderen Worten das Nämliche gesagt ist, so muß doch eingestanden werden, daß das Getreide unteugbar in einem weit stärkeren Maaße, und zugleich mehr als andere Güter im Preise gesunken ist, und die in Gelde stipulirten Abgaben und Zinsen die nämlichen geblieben sind.

Wenn nun hier auch noch besondere Umstände mitgewirkt haben, so kann und ist dies bei anderen Gütern eben so der Fall, und man kann daher nicht behaupten, daß in jedem Fall aber eine Wohlfeilheit, die in dem Theuerwerden des allgemeinen Preismaaßes, d. i. des Geldes, ihre Quelle findet, sich auf alle Waaren gleichmäßig erstrecken muß — eben weil die Nebenumstände überall einwirken und den Preis bestimmen.

Wenn nun behauptet wird:

„Auch die Vorstellung von einem doppelten Werthe
 „des Geldes hält die Prüfung nicht aus“
 so ist dies ein neuer Beweis, daß Herr Rau mich ganz miß-
 verstanden hat, da er die Hauptsache hier zur Nebensache
 macht, und nur mit anderen Worten das Nämliche behauptet,
 was ich gesagt habe; denn er sagt: genau betrachtet ist hier
 nur vom Preise die Rede, dieser aber ist in den beiden von
 dem Verfasser unterschiedenen Fällen einer und derselbe. —

„Nur in dem Gebrauche, den man von dem Preise
 „verhältnisse macht, liegt eine Verschiedenheit.“

Ich habe ja auch nur behauptet, daß Geld einen doppels-
 ten Gebrauchswerth hat; hier sind wir also einverstanden. —

Wenn nun weiter gesagt wird:

„Die in Gelde ausgedrückten Leistungen werden näm-
 „lich nur einmal oder doch innerhalb kurzer Fristen
 „entrichtet, oder sie sollen längere Zeit hindurch vorge-
 „nommen werden, ohne daß man sich die Mühe geben
 „könnte, sie jedesmal nur nach den Preisen der Dinge
 „zu bestimmen. Es kann also im letzteren Falle ein
 „Mißverhältniß daraus entstehen, daß eine Leistungs-
 „verbindlichkeit in einem Betrage fortbesteht, welcher
 „den veränderlichen Preisen nicht mehr entspricht. —
 „Diese Störungen sind nicht immerwährend, wenn sie
 „sich gleich lange genug erstrecken können, um der auf-
 „merksamsten Beobachtungen werth zu sein. —

„Die Staatsabgaben werden durch angemessene
 „Beschränkungen der öffentlichen Consumption, die Zin-
 „sen durch Abtragung der Schuldforderungen vermin-
 „dert, doch kann dies erst allmählig geschehen, und auch
 „verschiedene andere Ausgaben, die gerade dem Grunde
 „eigenthümer am meisten zur Last fallen, als Commu-
 „nalabgaben, Grundzins u. dgl., müssen noch eine Zeit
 „lang unverändert fort dauern.“

Es ist zuvörderst gegen alle bestehenden Verhältnisse, wenn hier in der Alternative behauptet wird:

„die in Gelde ausgedrückten Leistungen werden nämlich
 „nur einmal oder doch innerhalb kurzer Fristen ent-
 „richtet. —

„Grundsteuern, Communal-, Abgaben, Beiträge zu
 „Kirchen, Schulen und Sozietäten, müssen immer theils
 „in kurzen, theils in langen Fristen entrichtet werden,
 „und es würde eine vergebliche Mühe sein, sie nach
 „den Preisen zu reguliren, weil die Vorbereitungen dar-
 „zu den Preis, nach dem sie festgestellt werden sollen,
 „überleben würden.“

Aber auch angenommen, eine für die Nation so kostspielige Operation könnte wirklich vorgenommen werden, so beweiset dies doch nur, daß die Verpflichteten etwas weniger haar Geld brauchen würden, um ihre in Geld stipulirten Verbindlichkeiten abzulösen, aber in keiner Art, daß Geld keinen doppelten Gebrauchswerth habe. Kann Herr Rau wirklich und ernstlich glauben, daß, im Fall diese Ermittlung erwiese, daß sich der Preis aller Waaren zum Gelde um 50 Prozent niedriger gestellt habe, nunmehr der Sold der Soldaten, das Gehalt der Staatsdiener auf die Hälfte herabgesetzt werden könnte, daß alle Staatsbauten für die Hälfte ausgeführt, alle Staatsanstalten für die Hälfte unterhalten werden könnten. Glaubt er denn, daß es rechtlich angehe, die Zinsen auf die Hälfte zu ermäßigen, denn von der Rückzahlung des Kapitals zu der stipulirten Höhe ist unter diesen Verhältnissen nicht die Rede, oder soll das Kapital auch auf die Hälfte reduziert werden? Denkt er sich als möglich, daß alle Kirchen-, Schul-, Communal- und Sozietäts-Bedürfnisse durch die Hälfte befriedigt werden können? Und angenommen, dies wäre alles möglich, und das Verhältniß des Geldes stellte sich ein Jahr nach dieser Operation um 25 Prozent besser oder schlechter, was

soll, was kann dann geschehen? Eine neue Ermittlung, aber die Soldaten laufen fort, die Staatsdiener verhungern, Kirchen; Schul- und Communal-Anstalten haben aufgehört zu existiren, ehe die neue Ermittlung vollendet ist — die Verwirrung wird allgemein. — Herr Rau wird wohl zugeben, daß in der civilisirten Welt unter den jetzigen Verhältnissen ein solcher Zustand der Dinge nicht herbeigeführt werden darf, und daß eine Wissenschaft, die einen solchen Grundsatz aufstellte, höchst verwerflich wäre. — Wenn ein gereifter Staatsmann auch die Verhältnisse berücksichtigen, und die Abgaben in einiger Art ermäßigen wollte, so würde es doch immer nicht im Verhältniß des Preises einiger Waaren zum Gelde geschehen können, sondern nach anderen Schätzungen; und es würde im Gebrauch immer eine Differenz zwischen dem Gelde als Werthmesser aller Dinge, und dem Gelde, das zur Ablösung stipulirter Verpflichtungen gebraucht wird — bleiben, und eben diese Differenz ist es, warum es sich handelt — nicht um die Möglichkeit, daß diese Differenz größer oder kleiner werden kann.

Da nun die Rezensenten in der Jenaischen und Leipziger Literatur-Zeitung bekannt haben, daß ich meine neue Ansicht über die Natur des Geldes genügend und unwiderlegbar bewiesen habe, so muß ich Herrn Rau auffordern, entweder diesem Urtheile beizutreten, oder sich unumwunden auszusprechen, ob er etwas Haltbares dagegen einzuwenden hat — denn diese neue Theorie, steht sie einmal fest, dürfte für die Nationalökonomie und Staatswirthschaft Folgen haben, die sich vorläufig weder angeben noch berechnen lassen.

Aber auch über manche andere wichtige Gegenstände sind wir verschiedener Meinung, und ich glaube, es ist hier der Ort — wenn ich die Weitläufigkeit dieser Beantwortung auch entschuldigen muß —, die Sache zur Sprache zu bringen, um auf dem Mittelwege der Theorie und der Erfahrung die Wahrheit zu bestimmen.

Herr Nau sagt:

„Der Verfasser sucht dies auch bei einzelnen Gegenständen der Consumption nachzuweisen, beim Salz, Leder, so wie bei dem Arbeitslohn. Dies gelingt ihm nicht, weil er nur darauf achtet, ob eine Ausgabe von dem Preise der rohen Produkte bestimmt werde, ohne zu erwägen, daß alle Dinge aus der nämlichen Ursache, wie die Letzteren, im Preise herabgedrückt werden müßten.“

Dies ist eine Abfertigung, aber kein Beweis gegen einen praktisch geführten Beweis.

Im Allgemeinen hat Herr Nau bei dem Getreide schon selbst anerkannt, daß es im Verhältniß zum Gelde in einem weit stärkeren Maaße und zugleich mehr als andere Güter, im Preise gesunken sei. Er wird nicht ableugnen können, daß eben in der Periode, wo das Getreide mehr als andere Güter im Preise gesunken war, die Wolle mehr als andere Güter im Preise stieg, und der aufgestellte Satz:

„In jedem Falle muß aber eine Wohlfeilheit, die in dem Theuerwerden des allgemeinen Preiszeichens d. i. des Geldes, ihre Quelle findet, sich auf alle Waaren gleichmäßig erstrecken“

ist nicht richtig, da die Ausnahmen am Tage liegen, und weil nicht abgeleugnet werden kann, daß die Verhältnisse — die Concurrnz und das Bedürfniß — eben so mächtig auf eine und die andere Waare einwirken, als die Wohlfeilheit oder das Theuerwerden des allgemeinen Preiszeichens. Es haben also andere Ursachen, unabhängig von dem Gelde, diese Erniedrigung und Erhöhung bewirkt. Herr Nau wird wohl nicht leugnen können, daß dies bei anderen Produkten eben so gut der Fall sein kann, und daß es analog eben so möglich ist, daß andere Umstände als die von ihm vorausgesetzte allge-

meine Ursache, daß ein Ding auch außer allen Verhältnissen zum Gelde, im Allgemeinen steigen und fallen kann.

Was nun aber bei einem verkäuflichen Dinge eintreten kann, kann bei mehreren eintreten, und sein allgemeiner Maasstab, seine allgemeine Ursache, die alle Dinge im Preise hebt und drückt, ist als solche nicht vorhanden, sondern der erhöhte oder gesunkene Preis ist nur eine Mitursache dieser Erfolge. Wir wollen bei dem Leder stehen bleiben. — Hier mag sich der Geldpreis zu den übrigen Sachen stellen wie er will — sobald ein kriegerischer Zustand eintritt, der mehrere Nationen bewegt, so wird, so muß das Leder steigen, weil die Nachfrage größer wird, und das Bedürfniß befriedigt werden muß. — So z. B. der Arbeitslohn in der Ernte, wo nasse Witterung droht und Mangel an Menschen ist; so bei der Wohnungsmiethen, wenn in dem von mir angegebenen Verhältnisse Wohnungen gesucht und gemiethet werden müssen, — ich darf mich des letztern Falles wegen auf die allgemeine Erfahrung berufen, und kann es arithmetisch belegen, daß, während der Geldpreis zu mehreren andern Waaren bedeutend stieg, er doch mindestens unverändert bei den Wohnungsmiethen blieb.

Auch habe ich ja nur behauptet, daß es sehr problematisch sei: ob je ein Zeitpunkt eintreten kann, wo sich das gekänderte Verhältniß des Geldes gegen alle Sachen so feststellen wird, daß es dem Producenten oder Consumenten ganz gleich sein kann, ob er 1000 oder 600 Mtl. einzunehmen hat, — aber jetzt, nach reifer Ueberlegung, sage ich: Niemals.

Die wichtigste Differenz unter uns besteht nun aber, daß Herr Nau meine Behauptung nicht billiget:

„Sinkt der Ertrag der Grundstücke, so vermindert sich
„das Stammvermögen des Staates;“

er sagt:

„Es ist bekannt, daß die Größe des Vermögens nicht
„gründlich nach dem Preise, für den man es gerade

„kaufen kann, beurtheilt werden kann, sondern bloß nach der
 „Ausdehnung des Nutzens, der aus ihm für menschliche
 „Zwecke zu ziehen ist. Eine bloße Preisveränderung, wenn
 „sie nicht eine Schwächung der Produktion nach sich zieht,
 „kann bloß die Vertheilung der Gütermasse unter die ver-
 „schiedenen Volksklassen und Individuen umändern, Einige
 „bereichern, Andere in Verlegenheit oder Noth setzen, das
 „Volksvermögen im Ganzen aber nicht verringern. So
 „läßt sich denn zeigen, daß die, über das allgemeine
 „Maas der Preiserniedrigung hinausgehende Wohlfeil-
 „heit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse nothwendig
 „die Stadtbewohner in Vortheil setzen muß, was auch
 „das von unserem Verfasser bemerkte Steigen der Miete
 „in den Städten außer Zweifel setzt. Ein Fortdauern
 „des Steigen des Getreidepreises würde deshalb kei-
 „nesweges den Staat, sondern nur die Grundeigenthü-
 „mer bereichern können.“

Hierauf entgegne ich: nur die Nutzung, die von ei-
 nem Kapital, dieß mag nun in liegenden Gründen,
 Maschinen oder baarem Gelde bestehen, gezogen werden
 kann —, bestimmt den Werth desselben im Gelde, weil
 Geld der Werthmesser aller Dinge ist. Das Kapital selbst
 steigt und fällt mit der Höhe der Geldnutzung, die davon be-
 zogen werden kann. Die Produktion selbst ist eine todte Masse,
 die, im Verhältniß ihrer Nützlichkeit, durch die mögliche Be-
 wegung erst einen Preis erhält. — Kann die Produktion eines
 Grundstückes fortwährend dergestalt in Geld umgesetzt werden,
 daß damit die landüblichen Zinsen des auf das Grundstück ver-
 wandten Kapitals, das Arbeitslohn, die Abgaben und andere
 Leistungen aufgebracht werden, und ein kleiner Ueberschuß bleibt,
 um die möglichen Unglücksfälle zu decken, so wird das Grund-
 stück seinen Kapitalwerth behalten. — Ist dies aber nicht der
 Fall, so mag die Produktion immer dieselbe bleiben, das Grund-

stück wird an seinem Kapitalwerthe doch so viel verlieren, als sich der Absatz der Produktion zum baaren Gelde verringert hat, und eben wie ich bewiesen habe, noch mehr, weil Geld einen doppelten Gebrauchswerth hat, und die in Gelde stipulirten Abgaben immer dieselben bleiben. Der Kapitalwerth des Grundstücks hängt also nicht von der Produktion, sondern von dem Preise der Produktion ab, und da der Staat nur aus den einzelnen Grundbesitzungen zusammengestellt ist, so kann man wohl mit voller Ueberzeugung sagen:

Sinkt der Preis der Produktion, so vermindert sich das Stammvermögen des Staates.

Dem ein Grundstück, das früher im Verhältniß des Preises 30,000 Rtl. werth war, wird nun im Verhältniß des gesunkenen Preises der Produkte für 20, bis 15,000 Rtl. verkauft, d. h. durch den Vermögensmesser zu dieser verminderten Höhe bestimmt werden.

Dies ist derselbe Fall bei Hypotheken, Staats- und andern Papieren; wird die Nutzung geringer durch Herabsetzung der Zinsen, oder sinkt mit dem Ertrage der Grundstücke, auf die sie fundirt sind, die Sicherheit der Kapitale, kann also nicht mehr mit Sicherheit auf die stipulirte Nutzung gerechnet werden, so schwindet das Kapital selbst im Verhältniß der verringerten Nutzung.

Auch gesteht Herr Nau selbst ein, daß, nach seiner Ansicht der Dinge, eine bedeutende Verwirrung entstehen muß, denn er giebt zu, daß eine bloße Preisveränderung der Dinge die Vertheilung der Gütermasse unter die verschiedenen Volksklassen und Individuen umändern, Einige bereichern, Andere in Verlegenheit oder Noth setzen kann, d. h. mit andern Worten: drei werden ruiniert, und einer kann gewinnen.

Auch glaubt Herr Nau gegen alle Erfahrung zeigen zu können, daß die über alles Maas der Preiserniedrigung hin-

ausgehende Wohlfeilheit der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, nothwendig die Stadtbewohner in Vortheil setzen muß.

Es wird nicht abgeleugnet werden können, daß alle Bewegung mit der Uerproduktion beginnen muß, weil die Befriedigung des thierischen Bedürfnisses das Erste ist, weil drei Viertel der Nation sich mit derselben beschäftigen. Alle bürgerliche Beschäftigungen, mit Ausnahme der Luxus Artikel — beziehen sich direkt auf die Heranbringung der Uerprodukte oder auf ihren Umsatz, und der ganze Erwerb der Handwerker ist auf den Bedarf des Landmanns basirt. Je mehr nun der Uerproducent Mittel hat, um sich und seine Familie zu bekleden, seine Wirthschaftsgebäude bequemer, seine Wirthschaftsinstrumente zweckmäßiger, sein Leben erfreulicher zu machen, je mehr werden alle Handwerker in den Städten vollauf zu thun und zu verdienen haben — sie werden die wenigen Groschen, die 12 Scheffel Getreide, 15 Scheffel Kartoffeln kosten, mit Vergnügen zahlen, da sie durch ihre ununterbrochene Arbeit ungleich mehr verdienen.

Sinkt aber der Preis des Getreides auf die Hälfte, so bleibt dem Grundeigenthümer, der die in Geld stipulirten Abgaben vor wie nach leisten muß, nichts mehr übrig, wie ich arithmetisch dargethan habe, um seine städtischen Bedürfnisse zu befriedigen. — Der Getreidehandel wirft bei niedrigen Preisen keinen Vortheil ab, die Handwerker bleiben ohne Arbeit, sie gewinnen nicht so viel, um den wohlfeilen Roggen bezahlen zu können — und die Reaktion der gesunkenen Preise auf die Stadtbewohner ist um so empfindlicher, je weniger sie in diesen Zeiten der Noth die Mittel erringen können, sich und ihre Familien satt zu machen.

Die Wahrheit liegt am Tage; wie haben die Armen in den Städten zugenommen, wie viel sonst wohlhabende Handwerker sind ein Opfer der Zeit und der Preisverhältnisse geworden!

Was die Miethen anbetrifft, kann nicht hieher gezogen werden, da das Steigen und Fallen derselben von ganz andern Verhältnissen, wie ich gewiesen habe, abhängt.

Ob ich nun gleich das Protokoll noch nicht schließen will, so kann ich mich doch durch diese Rezension nicht bestimmen lassen, etwas in meiner Theorie des Geldes abzuändern, denn ich vermag auch nicht abzusehen, warum meine Behauptung

„daß ein im Course gesunkenes Papiergeld nicht mehr
„Geld, sondern Waare sei“

allen Begriffen widerstreiten sollte. Dann kann nicht abgeleugnet werden,

daß in einem Staate nur ein allgemeiner Werthmesser aller Dinge und Preiszeichen für alle Waaren bestehen kann.

Daß das in Silber ausgeprägte Geld der allgemeine Werthmesser — Papier nur ein Stellvertreter des Silbers, und dem allgemeinen Werthmesser gleich zu achten ist, so lange es in allen Cassen dafür angenommen wird, und so lange das Papier also der wirkliche Repräsentant der Substanz Silber ist: so muß auch zugegeben werden, daß, wenn es aufhört, der Repräsentant dieser Substanz zu sein, es auch einen andern Werth als der allgemeine Messer erhält, und es gehört nicht mehr in diese Cathegorie — sondern es wird mit diesem bald zu diesem, bald zu jenem Preise gemessen und ge- und verkauft, es ist also eine Waare geworden, eben weil es nicht mehr der Repräsentant des allgemeinen Messers ist. Ist es denn nicht in den Prinzipien des Herrn Rau, daß Goldmünzen auch Waare sind, und warum, weil sie mit dem allgemeinen Messer, mit dem Gelde, bald so bald anders bezahlt werden, und warum sollte das vom Papiere nicht gelten, was unter denselben Verhältnissen vom Gelde allgemein angenommen ist.

Werth und Preis.

Adam Smith hat durch seine doppelte Erklärungen der Worte Werth und Preis, Veranlassung zu vielen Mißverständnissen, und zu einer Verdunkelung, die er, wie er sagt, durch Weitläufigkeit vermeiden wollte, Anlaß gegeben, die bis heute noch nicht consequent aufgeklärt ist, wenn auch spätere Schriftsteller der Wahrheit näher auf die Spur gekommen sind, und die Wichtigkeit einer einfachen Bestimmung dieser Begriffe erkannt haben.

Er sagt in der Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums:

„Man bemerke vor allen Dingen, daß das Wort Werth
 „eine doppelte Bedeutung hat, und einmal den Nutzen
 „überhaupt anzeigt, welchen ein gewisser Gegenstand
 „gewährt — zum anderen, das Vermögen insbesondere
 „bedeutet, welches der Besitz dieses Gegenstandes mit-
 „theilt, andere Güter dafür zu kaufen;“

und im fünften Capitel:

„der Werth also jeder Waare ist für denjenigen, welcher
 „sie nicht selbst zu verbrauchen, sondern gegen andere
 „Waare zu vertauschen gedenkt, der Quantität Arbeit
 „gleich, über welche er vermittelst derselben zu gebieten
 „hat, oder die er dadurch erkaufen kann, und Arbeit
 „ist folglich der wahre Maasstab des Tauschwerthes
 „aller Güter.“

„Der wahre Preis jedes Dinges, das heißt, das was
 „es dem Manne, welcher es sich verschaffen will, wirk-
 „lich kostet, ist die Mühe, die er anwenden, und die

„Beschwerde, die er ertragen muß, um es sich zu eigen
 „zu machen. Das aber, was das Ding dem Manne,
 „werth ist, der es sich zu eigen gemacht hat, und es
 „nun im Tausche wieder los werden will, um etwas
 „Anderes dafür zu erhalten, ist die Mühe und Beschwerde,
 „welche er sich dadurch ersparen, oder welche er damit
 „auf anderer Leute Schultern wälzen kann. Alles was
 „mit Gelde oder mit Waaren eingekauft wird, wird
 „im Grunde eben so gut mit Arbeit erkaufte, als wenn
 „der Käufer unmittelbar die Bezahlung abgearbeitet
 „hätte. In der That thun das Geld oder die Waare,
 „welche wir auf den Markt bringen, nichts Anderes,
 „als daß sie uns eine gewisse Arbeit ersparen. Beide
 „enthalten aber auch schon eine Quantität Arbeit, die
 „nämlich, welche auf ihre Hervorbringung gewandt wor-
 „den ist. Und wenn daher das eine oder das andere
 „für ein Aequivalent anderer Güter angenommen wird;
 „so heißt das nichts Anderes als: man hält zu dieser
 „Zeit die Quantität Arbeit, durch welche jenes Geld
 „oder jene feilstehende Waare herbei geschafft wird, der:
 „jenigen Arbeit gleich, welche zur Hervorbringung dieser
 „anderen dafür zu erkaufenden Güter nöthig ist. —
 „Arbeit ist der erste Preis, der für alle Dinge gezahlt
 „werden muß*). Alle Reichthümer der Welt haben ihren
 „ersten

*) In den Ländern, die Herr Jacob, der Engländer, in dem Jahre 1827
 durchreiset hat, um den Ueberschuß des Getreides zu erforschen, der von
 dem Continente nach England verfahren werden kann, hat derselbe fol-
 gende wichtige Bemerkungen zu machen Gelegenheit gehabt:

- 1) daß die Kosten der Landwirtschaft in diesen Ländern beträchtlicher
 sind als in England;
- 2) daß die Arbeiter in England vorzüglicher sind, und daß der eng-
 lische Arbeiter auf dem Lande im Durchschnitte ein Drittel mehr
 und unendlich bessere Arbeit hervorbringt, als die Arbeiter in allen
 von ihm durchstreiften Gegenden, mit Ausnahme der Niederlande,
 wo gut gearbeitet wird.

„ersten Ursprung nicht in dem Besitze von Gold und Silber, sondern in der Arbeit der Menschen, welche sie entweder nur aufgesucht und gesammelt, oder welche sie wirklich verfertigt und hervorgebracht haben. Und eben so ist hinwiederum der Werth aller dieser Reichthümer für den, welcher sie besitzt, und dieselben im Tausche zur Erlangung anderer Erzeugnisse anwenden will, genau der Quantität Arbeit gleich, die er vermittelst derselben in seiner Gewalt hat, oder die er dadurch erkaufen kann.“

Nach dieser Definition soll Arbeit der Werthmesser aller Dinge sein, und die auf ein Ding verwandte Quantität Arbeit den wechselseitigen Preis derselben im Austausch bestimmen.

Wenn Arbeit die erlaubte Anwendung der Körper- oder Geisteskräfte zu einem bestimmten Zwecke ist — so kann diese Anwendung selbst nicht der Werthmesser der Dinge sein, sondern das Resultat dieser Anwendung — das Produkt der Arbeit*); und es bleibt daher nur die Frage zu beantworten, ob das Produkt der Arbeit der Werthmesser aller Dinge sein kann?

3) daß der Zustand der Straßen von den Produktionsplätzen zu den Wassercommunicationen überall sehr schlecht ist, wodurch der Transport erschwert und vertheuert wird.

Herr Johann Heinrich von Thünen sagt in seiner Schrift: „Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft, Nationalökonomie u. s. w. Hamburg bei Perthes, 1826.

Das Verhältniß der Mecklenburgischen Koppelwirthschaft zur Belgischen Wechselwirthschaft ist wie 100 zu 216, folglich kann eine Quadrat-Mette in Mecklenburg 3200 und in Belgien 7000 Einwohner ernähren. Welch einen Einfluß übt sonach der Stand der Agrikultur auf die Bevölkerung und auf die Macht der Staaten aus.

Wie soll nun die Arbeit oder das Resultat derselben an der Nordküste des Continents mit der Arbeit der Engländer gemessen werden? Wie die Mecklenburgische gegen die Belgische, wo nicht einmal die Arbeit selbst, sondern die Form, in der sie verrichtet wird, einen so bedeutenden Unterschied veranlaßt?

*) Wenn Smith auch das Wort Arbeit in einem anderen Sinne genommen hat, und den, zur Hervorbringung eines Dinges, erforderlichen Aufwand von Kraft und Zeit mit Berechnung der zufälligen mit einwirkenden

Es muß zugegeben werden, daß die Körper- und Geisteskräfte nach dem Geschlechte, nach dem Alter und nach dem Gesundheitszustande sehr verschieden sind, es wird also in einer gegebenen Zeit im Verhältniß dieser Verschiedenheit, auch eine größere oder geringere Quantität Arbeit hervorgebracht werden; es kann nicht abgeleugnet werden, daß einer und der andere mehr oder weniger Fähigkeit zur Arbeit hat, daß der eine geschwinder, der andere langsamer arbeitet. Es ist erweislich, daß das Resultat der Arbeit schlecht, mittelmäßig, gut, vorzüglich — daß es unbrauchbar, daß es brauchbar sein kann, — daß mit viel Arbeit ein unnützes, mit wenig ein nützbare Resultat gewonnen werden kann — und es kann also eine Sache für den Darsteller derselben einen hohen Werth nach dieser Definition haben, d. h. er kann die Anwendung seiner Körper- oder Geisteskräfte zu seinem bestimmten Zwecke subjektiv sehr hoch anschlagen, ohne daß diese Anwendung von Andern objektiv anerkannt wird. — So kann ein Schriftsteller mit aller Anwendung seiner Geisteskräfte ein Buch schreiben, das kein Mensch lesen, so kann ein Schuster mit Anstrengung aller seiner Körperkräfte ein Paar Stiefeln machen, die kein Mensch tragen mag. — Beide haben vielleicht eine bedeutend größere Quantität Arbeit, als klügere und geübtere in dieser Gattung, darauf verwandt. Arbeit kann also überhaupt nur die Quelle des Werthes sein, und sie gehört dazu, um eine Sache darzustellen; aber sie kann den Werth der Sache nicht bestimmen, weil zuvörderst ein Maasstab nöthig ist, um den Werth der Arbeit zu bestimmen.

Die verworrene Darstellung des Werthes der Sachen hat auch die Schriftsteller anderer Nationen zu einem gleichen Irrthum veranlaßt; so behauptet Jacob in seinen Grundsätzen der Nationalökonomie oder Nationalwirtschaftslehre, Halle 1805:

Umstände der Dertlichkeit gemeint hat; so kann die Berechnung dieses Aufwandes wohl den Producenten subjektiv bestimmen, von seinem Standpunkte aus den Werth des Produktes zu stellen, aber es gewinnt darum für Andere keinen Werth, und kann daher auch nicht der Werthmesser anderer Dinge sein.

„Eben deshalb kann aber auch die Arbeit als allgemeines Prinzip oder als Maasstab gebraucht werden, um den Werth aller Dinge zu bestimmen. Denn immer bleibt die Regel: Je mehr oder je weniger Arbeit dazu gehört, sich den Besitz eines gewissen Dinges zu einer bestimmten Zeit zu verschaffen, desto mehr oder weniger ist das Ding werth.“

Doch wird dieser allgemein gegebene Maasstab durch die folgende Anmerkung schon bedeutend modificirt:

„Es kann ein Ding weit mehr Arbeit gekostet haben, als es werth ist. Will ich wissen, wie viel ein Ding werth sei, so frage ich nicht, wie viel Arbeit dessen Hervorbringung ehemals gekostet habe, sondern wie viel jetzt angewandt werden müsse, um zu dessen Besitz zu gelangen. Nur dann muß so viel bezahlt werden, als die Hervorbringung kostet, wenn auf andere Weise nicht dazu zu gelangen ist.“

Der Werthmesser steht hier also unter der Bedingung der Zeit, und wenn ein Ding weit mehr Arbeit gekostet haben kann als es werth ist, so ist ja auch die Arbeit nicht der Werthmesser des Dinges.

Es soll nun aber

„ein solcher gemeiner Arbeitstag die Einheit sein, wodurch der Werth vollkommener Arbeiten, zu deren Erlernung kürzere oder längere Zeit, seltenes Talent u. s. w. erfordert wird, zu bestimmen ist. Denn diese wird immer einer gewissen Anzahl gemeiner Arbeitstage gleich geschätzt werden können.“

„Um daher den wahren Werth zweier oder mehrerer Dinge gegen einander zu bestimmen, muß man beide erst auf die Quantität Arbeit reduciren, welche ihre Hervorbringung, Herbeischaffung oder Eintauschung in der Regel kostet — diese Quantität Arbeit sodann

„ihrer Qualität nach mit der Qualität der gemeinen
 „Arbeit vergleichen, und sie durch die Einheit gemeiner
 „Arbeitsstunden, Tage u. s. w. bestimmen. Das Ver-
 „hältniß derselben bestimmt das Verhältniß ihres wahr-
 „ren Tauschwerthes.“

Ein gemeiner Arbeitstag, das heißt die Arbeit oder das
 Produkt der Arbeit, die ein gemeiner Arbeiter an einem Tage
 verrichten kann, ist nach Umständen so verschieden, daß selbst
 die Ermittlung dieses Maasstabes nicht angänglich ist, denn
 es müssen hier die verschiedenen Kräfte der Arbeiter, ihre Nah-
 rung, ihre Arbeitsinstrumente, das Klima, die Länge oder Kürze
 der Tage berücksichtigt werden; und werden diese berücksichti-
 get, so kann die Aufgabe im Allgemeinen nicht gelöst werden.

Aber es ist auch nicht abzusehen, wie die tägliche Arbeit
 eines Holzhackers mit der Arbeit eines Instrumentenmachers,
 eines Juwelers, eines Malers u. s. w. in ein irgend annäherndes
 Verhältniß gebracht werden, wie überhaupt die rohesten
 Arbeiten mit industriellen und intellektuellen Hervorbringungen
 verglichen werden könnten. Es würde zu jeder Werthbestim-
 mung ein Nationalökonomist der damaligen Zeit zugezogen wer-
 den, und immer würde er die Entscheidung dem Zufalle preis-
 geben müssen.

Aber es war damals die Zeit der Untersuchung der von
 Smith aufgestellten Sätze noch nicht eingetreten, und es wurde
 aller Scharfsinn aufgeboten, um die von dem Meister gegebene
 Ansichten aufrecht zu erhalten.

J. B. Say hat in dem *Traité d'économie politique*
 ou simple exposition, A Paris 1803, die Zusammensetzung,
 woraus eine Sache besteht, als den Werthmesser derselben an-
 genommen. Er sagt:

„Un produit quelconque n'ayant pu être créé sans le
 „concours d'un fond de terre, d'un capital, et d'une
 „industrie, ne peut exister qu'autant que sa valeur paye

„un profit à la terre, au capital et à l'industrie. Celle
 „de ces sources de production qui n'y trouverait au-
 „cun profit, se refuserait à la production; et comme
 „le concours de toutes les trois est nécessaire, le pro-
 „duit n'existerait pas.

„Des circonstances locales ou accidentelles que
 „nous aurons lieu d'observer en détail dans le livre
 „suivant, déterminent, en chaque lieu et en chaque
 „tems, le taux suivant lequel se payent les services
 „productifs de la terre, des capitaux et de l'industrie.
 „Prenons, quant à présent, ce taux comme une quan-
 „tité donnée. Le total de ces frais formera la valeur
 „naturelle de chaque produit.

„Ainsi la valeur naturelle du blé se compose

- 1) Des profits de la terre où il aura poussé, pendant la durée de la production.
- 2) Des profits du capital du propriétaire ou du fermier qui aura exploité cette terre, pendant la durée de la production également.
- 3) Des salaires de toutes les personnes industrieuses qui auront concouru à cette production.

„Pour connaître la valeur naturelle de la farine, il
 „faut ajouter au profit du capital qui a fertilisé la
 „terre, les profits de celui du meunier, et les salaires
 „de son industrie.

„Pour connaître la valeur naturelle du pain, il
 „faut ajouter aux profits déjà désignés, ceux du capi-
 „tal et de l'industrie du boulanger. Il en est ainsi
 „de toutes les autres produits.”

Wir wollen einmal annehmen, No. 1 wäre wahr, und es gehörten also Rente, Kapital und Arbeit dazu, um Getreide zu produciren, so hat der Produzent allerdings Recht zu sagen, das Getreide kostet mir so viel; aber der Werth des Getreides

wird dadurch für Andere nicht bestimmt. Es ist auch, genau betrachtet, dieselbe unzureichende Definition, die Smith davon giebt, nur mit andern und mehreren Worten. Denn von einem profit de la terre kann überhaupt nicht die Rede sein, (den Beweis dafür muß ich mir für eine andere Abhandlung aufsparen), und Kapital ist das Resultat einer nicht verzehrten nützlichen Arbeit — folglich sagt hier auch Say, daß Arbeit der Messer des natürlichen Werthes sei, wobei noch zu bemerken ist, daß überall nur von einem natürlichen Werthe die Rede sein kann, da es für alle Sachen keinen andern giebt.

Gr. v. Soden ist in seinem Werke

„Die Nationalökonomie, Leipzig, 1805.“

der erste, der eine richtigere Definition von dem Worte Werth gegeben hat, und wenn auch nicht zugegeben werden kann, daß sich die Nationalökonomie hinsichtlich des Werthes und Preises nur mit den Genusmitteln beschäftigt, da offenbar zu ihrem Gebiet auch andere Dinge gehören — und wenn die Eintheilung in positiven und verglichenen Werth und ferner in absolut oder relativ, und zwar entweder allgemein relativ oder speziell relativ, wenigstens überflüssig und verwirrend ist, so sind die gefolgerten Hauptsätze doch wahr, nämlich

„der Grad des Werthes ist kein wesentlicher Theil seines subjektiven Begriffes — der höchste und niedrigste liegen mit all ihren Mittelstufen im Begriffe der Gesießbarkeit, und

„Auch die produktive Krastanstrengung (Arbeit), welche die Hervorbringung fordert, liegt nicht im Begriffe des positiven Werthes, aber sie ist ein Prinzip des Grades des verglichenen Werthes, sie muß diesen nothwendig erhöhen oder vermindern, und

„Werth ist die Bezeichnung des Grades der bald allgemeinen, bald individuellen Genusbefriedigung, die viele oder einzelne in dem Genusse eines bestimmten

„Gutes auf der allgemeinen Stufenleiter aller Gü-
ter finden.“

Gegen die Smith'sche Theorie, daß Arbeit der Werth-
messer aller Sachen sei, erklärte sich Lord Lauderdale in
seinem Werke

Des causes de la Richesse

in folgender Art:

„Quelque grande, par conséquent, que soit l'autorité
de ceux qui ont considéré le travail comme mesure
des valeurs, il ne me paraît pas que le travail for-
me quelque exception à la règle générale, ni qu'on
puisse lui accorder une valeur fixe, réelle et intrin-
seque qu'il n'a pas. Comme elles n'ont de prix
que par la réunion des qualités qui les font l'objet
des désirs de l'homme avec la circonstance d'exister
dans un certain degré de rareté, et que le degré de
valeur de chaque denrée dépend de la proportion
entre sa quantité et sa demande, le travail est ex-
actement dans le même cas et obéit aux mêmes
règles.“

Ricardo dagegen behauptet in seinem Werke: Die Grund-
sätze der politischen Oekonomie oder der Staatswirthschaft und
der Besteuerung,

„die Nützlichkeit kann also nicht als Maasstab des
Tauschwerthes (von welchem er überhaupt nur spricht)
angenommen werden, obgleich sie wesentlich nothwendig
ist. — Wenn ein Gegenstand uns keinen Nutzen ge-
währte, oder, mit andern Worten, wenn wir ihn nicht
zu unseren Genüssen anwenden oder Vortheil daraus
ziehen könnten, so würde er keinen Tauschwerth haben,
wie groß auch übrigens seine Seltenheit sein möchte,
die erforderlich ist, um ihn hervorzubringen.“

Es scheint, Herr Ricardo habe sich hier selbst widerspro:

hen, denn man darf diese negative Behauptung nur in eine affirmative umwandeln — so ist es ja eben der Nutzen oder, mit andern Worten, die Genießbarkeit und der Vortheil, den eine Sache gewährt, die den Werth derselben bestimmt, weil sie ohne diesen Nutzen keinen Tauschwerth haben würde. Weiter sagt er:

„In der Kindheit des geselligen Zustandes hängt der
 „Tauschwerth der Dinge, oder die Regel, welche bestimmt,
 „wie viel von der einen Sache für eine andere im Tausch
 „gegeben werden soll, einzig von der verhältnißmäßigen
 „Quantität Arbeit ab, die auf die Hervorbringung ei-
 „ner jeden verwandt wurde.

Herr Ricardo hat selbst das Unhaltbare dieser nach Smith aufgestellten Behauptung gefühlt, denn er sagt ferner:

„daß hierin die wirkliche Grundlage des Tauschwerthes
 „aller Dinge besteht, ausgenommen diejenigen, welche
 „durch menschliche Industrie nicht willkürlich verviel-
 „fältiget werden können, ist in der politischen Oekonomie
 „ein Satz von der größten Wichtigkeit; denn aus keiner
 „einzig Quelle entspringen so viel Irrthümer und
 „Verschiedenheit der Meinung in dieser Wissenschaft als
 „aus dem schwankenden und unbestimmten Sinn, den
 „man mit dem Werthe verbindet;

und weiter:

„Adam Smith, der die wahre Quelle des Tausch-
 „werthes so scharf bezeichnet hat, und der, um consequent
 „zu sein, an dem Satze hätte halten müssen, daß alle
 „Sachen mehr oder weniger Werth haben, je nachdem
 „ihre Hervorbringung oder Erlangung mehr oder we-
 „niger Arbeit kostete, hat selbst noch einen andern Maaß-
 „stab des Werthes aufgestellt, und spricht von Dingen,
 „die größeren oder geringeren Werth haben, je nachdem
 „sie gegen mehr oder weniger dieses Maaßstabes aus-
 „getauscht werden können. Bald nimmt er das Ge-

„treibe, bald die Arbeit zu diesem Maaßstabe an, aber
 „nicht die Quantität von Arbeit, die auf die Produk-
 „tion der Sache angewandt worden ist, sondern die
 „Quantität von Arbeit, um welche diese Sache gekauft
 „werden kann, als ob dies zwei gleichbedeutende Aus-
 „drücke wären, und als ob Jemand, weil seine Arbeit
 „doppelt so viel Erfolg als die andere hat, und er des-
 „halb doppelt so viel von gewissen Dingen producirt,
 „er auch im Tausche nur doppelt so viel dafür be-
 „kommen müsse.“

Was ic. Say hierzu bemerkt hat, ist sehr richtig und
 wahr, nämlich daß der Werth der Dinge, folglich auch der
 Werth der Arbeit, da er eine Eigenschaft ist, die ihrem Wesen
 nach von einer Zeit zur andern und von einem Orte zum an-
 dern wandelbar und veränderlich ist, nicht als Maaßstab für
 den Werth einer andern Sache dienen kann, außer für eine
 bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort. Deshalb existirt an
 manchem Orte alle Tage ein anderer laufender Preis der Waar-
 ren und eben so ein neuer Wechsel-Cours. Ein unveränder-
 licher Maaßstab der Werthe ist eine Chimäre, weil man die
 Werthe nicht anders als durch Werthe messen kann, d. h. im-
 mer nur durch eine, ihrem Wesen nach veränderliche Qualität.
 Hieraus geht nicht hervor, daß der Werth überhaupt chimärisch
 sei, er ist es eben so wenig als die Wärme der Körper, die auf
 gleiche Weise der Stetigkeit ermangelt.

In dem Handbuche der National-Wirtschaftslehre hat
 Storch die Sache anschaulicher gemacht, er sagt:

„die Gewerbsarbeit ist nicht, wie Smith behauptet,
 „werbend, weil — sondern vielmehr wenn sie einen
 „Werth hervorbringt. Alle Gewerbsthätigkeit kann her-
 „vorbringend sein, sie ist es aber nicht nothwendig, und
 „nie deswegen, wie Smith will, weil die Arbeit eine
 „Beschwerde ist, und die Aufopferung von Ruhe, Frei-

„helt und Wohlbefinden erfordert, sondern blos aus
 „dem Grunde, weil ihre Erzeugnisse eine, durch die
 „Vorstellung anerkannte Möglichkeit haben*).

„Diese Unterscheidung könnte eine Spitzfindigkeit
 „scheinen. Man könnte einwenden: Wenn die Arbeit
 „eine Beschwerde ist, so wird sich ihr Niemand unter-
 „ziehen, außer in der Aussicht auf eine Belohnung, die
 „ihm nur sicher ist, sofern er einen Werth hervorbringt.
 „Also wird von selbst jede Arbeit auf die Erzeugung
 „eines Werthes gerichtet werden; und es ist gleichviel,
 „ob man die Arbeit oder die Meinung für die Quelle
 „des Werthes ansehen will.

„Aber dennoch ist immer ein wesentlicher Unterschied,
 „die Meinung wirkt als Ursache, die Arbeit als Folge.
 „Diese richtet sich nach der ersteren, welche dagegen nie-
 „mals durch die Arbeit bestimmt wird. Dazu kommt,
 „daß auch die Natur neben der Arbeit wirksam ist,
 „weshalb man nach jener Ansicht zwei Quellen des
 „Werthes annehmen müßte, die bald diese Eigenschaf-
 „ten hätten, bald wieder nicht; — und daß endlich die
 „Arbeit, wenn sie gleich immer die Hervorbringung von
 „Werthen bezweckt, doch nicht stets diesen Zweck
 „erreicht, nicht nothwendig Güter erzeugt.“

*) Herr Deau hat folgende richtige Bemerkung dazu gemacht:

„dieser Satz ist nicht neu, aber er wurde niemals auf genügende Weise
 „dargestellt und erwiesen. Condillac baute darauf sein System; aber
 „sein Werk (le commerce et le gouvernement, considérés l'un
 „relativement à l'autre) kann so wenig die Aufmerksamkeit des
 „kundigen Lesers fesseln, daß man den Grundsatz bei der Anwendung
 „vergisst. Garnier spricht in der Vorrede zu seiner Uebersetzung von
 „Smith dieselbe Wahrheit sehr deutlich und sehr kräftig aus. Al-
 „lein sein Schweigen über Smiths entgegenstehende Meinung läßt
 „schließen, daß ihn nur der Gedanke für einen Augenblick überraschte,
 „ohne daß er seine Folgen einsah.“

Herr v. Jacob hat nun in seinem Werke

„Grundsätze der Nationalökonomie oder Theorie des
„National-Reichthums. Halle 1825.“

zuerst die richtige Definition des Wortes Werth gegeben, indem er §. 40 sagt:

„das Prinzip des Tausches ist aber der Werth d. h.
„die Größe oder der Grad der Nützlichkeit einer
„Sache. Man kann aber die Nützlichkeit einer Sache
„von einer doppelten Seite betrachten, 1) ihre Taug-
„lichkeit zur Befriedigung der Bedürfnisse, 2) ihre Taug-
„lichkeit zur Eintauschung von andern Bedürfnismitteln.
„Die erste Art des Werthes kann Bedürfniswerth, die
„andere Tauschwerth heißen.“

Er hat also er- und anerkannt, daß es keinen materiellen unveränderlichen Maßstab der Dinge giebt, und daß die Meinung und nicht die Arbeit den Werth der Dinge bestimme. — Es wird sich in der Folge darthun, daß die Definition noch zu eng ist, wenn zugegeben werden muß, daß Künste und Wissenschaften zum Bereich der Nationalökonomie gehören, und daß die strenge Sonderung des Bedürfniswerthes vom Tauschwerthe überflüssig ist.

Dieser Wahrheit ist auch Herr Jean Baptiste Say in dem
„Cours complet d'économie politique pratique. Paris
„1828.“

beigetreten, er sagt Chapitre III. du fondement de la Valeur, ou de l'utilité:

„Nous avons appris, par la simple observation des
„faits, que la richesse se compose de la Valeur des
„choses que l'on possède, et qu'elle est proportionnée
„à cette valeur; et nous avons remarqué que la va-
„leur d'une chose existe dans la chose même, indé-
„pendamment de ce que l'acheteur donne pour la pos-
„séder. La quantité d'écus ou de blé, ou de toute

„autre marchandise, qu'un acquéreur donne pour avoir
 „une maison, est une mesure de la valeur de cette
 „maison; mais ce n'est pas à cause de cette offre que
 „la maison a une valeur, c'est en vertu d'une qua-
 „lité qui réside en elle, et dont la quantité des cho-
 „ses évaluables qu'on offre pour l'acheter, n'est que
 „l'indication et la mesure.”

„Or, cette qualité qui fait qu'une chose a de la
 „valeur, il est évident que c'est son utilité. Les hom-
 „mes n'attachent du prix qu'aux choses qui peuvent
 „servir à leur usage; c'est en vertu de cette qualité,
 „qu'ils consentent à faire un sacrifice pour les ache-
 „ter, car on ne donne rien pour se procurer ce qui
 „n'est bon à rien.”

Man sieht, Herr Say ist auf einem ganz andern Wege, aber nicht durch eine klare Anschauung der Verhältnisse, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Möglichkeit den Werth der Sachen bestimme; es ist indeß für meinen Zweck zureichend, daß die besseren Schriftsteller aller Nationen, die sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt haben, jetzt über den Hauptgrundsatz einig sind, wodurch allerdings die ganze von Smith aufgestellte Theorie eine bedeutende Abänderung nicht nur in diesem Satze, sondern auch in allen übrigen darauf basirten Sätzen erleidet.

Es ist nun also anerkannt, daß die Vorstellung von der Möglichkeit einer Arbeit oder Sache den Werth derselben bestimmt, daß es nicht möglich ist, daß das Resultat einer Arbeit, noch weniger der Grad der Anwendung der Kräfte, um etwas hervorzubringen, der Maasstab des Werthes einer andern Arbeit sein kann, weil diese wechselseitigen Veränderlichkeiten in Zeit und Raum nie ein festes Prinzip abgeben können, weil es überhaupt keinen materiellen unveränderlichen Maasstab der Dinge giebt und geben kann; und wenn man dessen ungeachtet

behaupten darf, daß Geld der Werthmesser aller Dinge ist, so heißt dieß nicht, daß durch das Geld die Quantität Kapital und Arbeit gemessen werden sollen, die auf die Darstellung eines verkäuflichen Dinges verwandt sind, sondern daß dadurch das Urtheil unseres Verstandes über die Möglichkeit, den die Sache nun eben hat, in einem sinnlichen Zeichen dargestellt werden soll.

Ich habe schon bemerkt, daß die vom Herrn v. Jacob gegebene Definition des Wortes Werth zu enge sei. — Angenommen selbst, es gehörten nur allein alle genießbare Güter in das Gebiet der Nationalökonomie, so würde doch eine besondere Definition des Wortes Werth für diese Wissenschaft allein nicht bestehen können, da offenbar eine Menge Dinge außer den physisch genießbaren einen Werth haben, ohne geradezu nützlich zu sein. Ein schönes Gemälde — eine Statue — ein gutes Schauspiel — ein Concert — ein guter Roman u. s. w. sind alles Dinge, die gewiß einen Werth haben, von denen man aber doch nicht sagen kann, daß sie einen Grad von Nützlichkeithaben; und es ist wohl auch unbedenklich, daß alle diese Dinge mit in das Gebiet der Nationalökonomie gehören*), da sie auf Hervorbringen und Verzehren einen sehr wesentlichen Einfluß haben — es wird daher noch neben der Nütz-

*) Je vous ai parlé de la valeur des choses mais le mot chose doit vous paraître bien vague; il doit l'être, messieurs, puisqu'il faut qu'il s'applique à une foule d'objets de natures fort diverses, ou plutôt à toutes les choses de ce monde, pourvu qu'elles soient susceptibles d'avoir une valeur, d'être évaluées.

Ainsi, par exemple, non seulement une terre, une maison, un vêtement, une pièce de monnaie, un fusil, peuvent être compris sous cette dénomination, puisque ces choses sont susceptibles d'avoir de la valeur, plus ou moins de valeur; mais une journée d'ouvrage est aussi une chose qui a une valeur, le conseil d'un médecin une représentation théâtrale, sont des choses qui ont de la valeur, il y en a même de plus fugitives que toutes celles-là, qui ont une va-

lichkeit, die Annehmlichkeit aufgenommen werden und die Definition so gestellt werden müssen:

Werth ist allgemein die Nützlichkeit oder die Annehmlichkeit einer Sache,

wenn dadurch der ganze Begriff bezeichnet werden soll.

Man würde sagen müssen „Angenehmheit“, wenn es erlaubt wäre, ein neues Wort einzuführen. Ich sehe z. B. ein schönes Bild, mein Verstandesurtheil darüber bestimmt, daß es eine Angenehmheit hat, aber es wird nicht bestimmen können, daß es eine Nützlichkeit hat. Man kann im Allgemeinen nicht sagen, daß Diamanten eine Nützlichkeit haben, selbst nicht, daß dies der Fall bei modernen Pug; und Bekleidungsachen, bei Ausern, Trüffelpasteten und anderen leckern Gerichten sei, dessen ungeachtet haben diese Gegenstände für viele Leute einen Werth.

Könnte man nicht annehmen, daß der höchste Grad von Nützlichkeit in dieser Beziehung synonym mit Nothwendigkeit wäre, so würde man die Definition noch erweitern müssen. — Wird der Begriff Werth aber allgemein als ein Verstandesurtheil über die Nützlichkeit oder Angenehmheit eines Dinges aufgefaßt, so ist von einem Grade dieser Nützlichkeit noch nicht die Rede, noch weniger davon, wie dieser Grad in Geld auszudrücken ist, und man kann daher im Allgemeinen sagen, jedes

leur, comme la clientèle ou le cabinet d'un avocat, la chalandise d'une boutique, etc. Une preuve qu'elles ont une valeur, c'est qu'on y met un prix lorsqu'on trouve à les acheter et que, pour les avoir, on donne en échange des écus ou d'autres valeurs très substantielles.

Lors donc que je parle de la valeur des choses sans rien spécifier de plus; voilà qu'elles sont les choses dont j'entends parler, et de toutes celles qui sont dans le même cas, c'est à dire, qui sont susceptibles d'être acquises, de devenir la matière, le sujet d'un échange. Cours complet d'économie politique par J. B. Sa

Ding in der Welt ist nützlich oder angenehm, und jedes Ding hat folglich einen Werth — also auch Luft und Wasser — Diamanten — Sand: und Kieselsteine u. s. w.

Soll nun aber ein Ding (oder Sache) in Bewegung gesetzt d. h. ein Ding gegen das andere vertauscht werden, dann wird der Grad der Nützlichkeit beurtheilt, der durch Zeit, Ort und Bedürfniß, also durch äußere Verhältnisse bestimmt wird.

Es kann aber ein Ding unter gewissen Verhältnissen nur für gewisse Personen nützlich oder angenehm sein, z. B. Diamanten, Gemälde, Statuen u. s. w. Eben so kann es nur zu gewissen Zeiten nützlich sein, z. B. Sand, Kies, Steine, wenn gebaut wird. Es kann ein Ding nur an gewissen Orten nützlich sein, z. B. Kleidungsstücke, Brennholz. Es kann ein Ding unter allen Verhältnissen, zu allen Zeiten, an allen Orten nützlich sein, z. B. Lebensmittel, Luft, Wasser. Wird nun eine Sache zum Tausche unter den gegebenen Verhältnissen angeboten oder gesucht, so kommt es zuvörderst auf die vorhandene Quantität der gesuchten oder angebotenen Sache an; nicht weil der Grad der Nützlichkeit dadurch erweitert oder beschränkt, sondern weil die Bestimmung des Grades dieser Nützlichkeit zu dem Grade der Nützlichkeit einer andern Sache dadurch bedingt wird; und wird nun der Grad der wechselseitigen Nützlichkeit unter den Tauschenden gewürdiget und festgestellt, so wird dadurch der Tauschwerth bestimmt.

Tauschwerth ist also der Grad der Nützlichkeit der Sachen, der durch das Verhältniß des Angebots zum Begehr bedingt wird;

und allgemein:

Werth ist die absolute und Tauschwerth die comparative Nützlichkeit oder Angenehmheit einer Sache.

Sind diese beiden Definitionen richtig, so ist es überflüssig, noch einen Bedürfnißwerth anzunehmen — da das Bedürfniß auf die Bestimmung des Grades der Nützlichkeit keinen

Einfluß hat, wohl aber auf den dafür zu zahlenden Preis, in sofern das Bedürfniß größer wäre als die anerkannte Möglichkeit — das würde aber mit andern Worten wieder heißen: die Sache hat in dieser Zeit, an diesem Orte, unter diesen Verhältnissen einen höhern Grad von Möglichkeit — also einen größeren Tauschwerth — auf alle Fälle sind Bedürfnißwerth und Tauschwerth synonym, und daher eine überflüssige Scheidung, da diese sinnverwandten Wörter so wenig unterscheidende Merkmale haben, daß sie in der Anwendung kaum bemerkbar sind, denn was ich tausche, bedarf ich, und was ich bedarf, tausche ich.

Es gehört nun allerdings eine zweckmäßige Bewegung der vorhandenen Stoffe (Industrie) und das Resultat einer nicht verzehrten zweckmäßigen Bewegung vorhandener Stoffe (Kapital) dazu, um ein Ding zusammenzusetzen, das einen Tauschwerth haben soll, aber nicht diese Hebel zur Beweglichkeit der vorhandenen Stoffe, sondern die Verhältnisse, unter denen ein Ding angeboten oder gesucht wird, bestimmen den Grad der Tauschmöglichkeit eines Dinges. Ein Zobelpelz hat in Petersburg einen hohen Grad von Tauschnöglichkeit, in Tombaktu keinen. —

Wenn ich glaube, den Begriff Werth und Tauschwerth genügend festgestellt zu haben, so bleibt nur noch der Begriff Preis zu bestimmen. Denn es ist Smith gelungen, auch über den Preis die Begriffe so zu verwirren, daß eine bedeutende Zeit dazu gehörte, ehe sich die nachbetende Welt von diesen erkünstelten und gekünstelten Ansichten losmachen, und zu der natürlichsten aller Erklärungen zurückkommen konnte.

Es ist bei dem Werthe schon angeführt, daß Smith behauptet:

„Arbeit ist der erste Preis, der für alle Dinge gezahlt werden muß,“

und es bedarf jetzt keiner Widerlegung, da bereits erwiesen ist,

daß

daß Arbeit den Tauschwerth nicht bestimmt; es bleibt nur noch zu erweisen, ob der Begriff Tauschwerth und der Begriff Preis wirklich zwei verschiedene Begriffe, oder nur verschiedene Bezeichnungen der nämlichen Begriffe sind.

„Gr. Soden sagt: die Begriffe von Werth und Preis „müssen aufs schneidendste gesondert werden, wenn es endlich „in der Staatswirthschaft Licht werden soll, weil Werth die „Bezeichnung des Grades ist, der bald allgemeinen bald indivi- „duellen Genuß, Befriedigung, die Viele oder Einzelne in dem „Genusse eines bestimmten Gutes finden; also die Bezeichnung „des Grades und Ranges dieses einzelnen Gutes auf der all- „gemeinen Stufenleiter aller Güter. Preis dagegen ist die „Bezeichnung des Grades der Genußbefriedigung, die der Ver- „süßter eines Gutes A., in dem Genusse nicht dieses, sondern „eines fremden Gutes B—Z findet.“

Diese Definitionen kommen der Wahrheit sehr nahe, aber sie beruhen auf der falschen Ansicht, daß die Arbeit, welche die Hervorbringung erfordert, ein Prinzip des Grades des verglichenen Werthes sei, die diesen nothwendig erhöhen oder vermindern muß, folglich der Tauschwerth etwas Bestimmtes, nämlich das Maaß der Arbeit, der Preis dagegen etwas Veränderliches, nämlich der Grad der momentanen Möglichkeit sei.

Dieser Unterschied, der nach Soden's Voraussetzung wirklich existirt, verschwindet aber, nachdem wir wissen, daß der Tauschwerth den Grad der Möglichkeit und nicht der Arbeit bestimmt.

Auch Storch ist seiner Theorie vom Werthe in der Bestimmung des Wortes Preis nicht treu geblieben. Er sagt:

„der Preis unterscheidet sich dadurch vom Tauschwerthe, „daß er der genaue Ausdruck desselben ist.“

Hier ist kein materieller Unterschied, denn die Sache selbst und der Ausdruck der nämlichen Sache ist einerlei, und offenbar bezeichnet er in seinen gegebenen Beispielen, die den Satz bes

weisen sollen, nur die Operationen, die vorhergehen, um den Preis zu bestimmen, wenn er sagt: Tuch und Thee haben einen Tauschwerth, wenn sie gegen einander oder gegen andere Waaren vertauscht werden können. — Wenn man aber z. B. 4 Pfd. Thee gegen eine Elle Tuch giebt, so sind die Tauschenden über den Grad des Tauschwerthes übereingekommen, den sie gegenseitig ihren Waaren beilegen wollen, und dieser Grad ist der Preis*). Ein anderer wesentlicher Unterschied liegt darin: der Werth entspringt aus dem Begehr allein, der Preis aus Begehr und Angebot zugleich. Hinge es blos vom Begehr ab, so wäre er durchaus willkürlich; als Frucht der Zusammenwirkung beider aber erhält er eine feste Grundlage, nach der er immer strebt, und von der er nicht lange abweichen kann, ohne das Angebot zu zerstoren**).

Diese Grundlagen bilden die Hervorbringungskosten, d. i. die nothwendigen Ausgaben, ohne die eine Sache nicht an dem Orte, wo sie vertauscht werden soll, vorhanden sein könnte. Sie sind der nothwendige Preis der Waare oder derjenige Preis, den ihr der Erzeuger beilegen muß, weil er sie unter demselben nicht ohne offenbaren Verlust hingeben kann, und, wenn er dazugendthigt wird, die Hervorbringung aufgeben muß, da Niemand ein Geschäft treiben will, welches mehr kostet als es einbringt.

„Der Preis ist demnach das Ergebniß eines Kaufes
 „zwischen dem Anbietenden und Begehrenden; da ihr
 „Vorthheil im Widerstreit steht, so sucht jeder Theil den
 „seintigen auf Kosten des Gegners zu befördern, und sie

*) Also der Tauschwerth.

***) Begehr und Angebot sind wieder Operationen, die den Preis bestimmen — wenn aber Tauschwerth der Grad der Nützlichkeit eines Dinges ist, so bestimmen der Begehrende und der Anbietende die wechselseitige Nützlichkeit ihrer Waaren, und das, worüber sie sich einigen, ist der Preis oder der Tauschwerth der Sachen; aber die Operation selbst, wodurch der Tauschwerth ermittelt wird, ist nicht der Preis — im Grunde sagt Herr Storch hier nur, daß durch Angebot und Begehr der Tauschwerth der Dinge bestimmt werde.

„werden erst einig, wenn sie den Unterschied, um den
 „noch gestritten wird, im Verhältniß ihrer beiderseitigen
 „Kräfte unter sich getheilt haben. Der auf diese Art
 „festgesetzte Preis heißt der wirkliche oder Marktpreis
 „(prix courant).“

Es ist leicht durchzusehen, daß sich auch Storch, bei sei-
 ner zweckmäßigen Definition des Wortes Werth, nicht von
 der Smith'schen Ansicht „daß die Arbeit den Preis bestim-
 me“ hat losmachen können, da hier die wechselseitige Schätzung
 der Hervorbringungskosten, d. h. mit andern Worten der Ar-
 beit, den Preis bestimmen soll. — Was würde denn aber aus
 der Definition des Werthes werden, wenn sie nur auf die Sac-
 hen, in sofern sie in Ruhe bleiben, angewandt werden könnte;
 wenn sie aber in Bewegung gesetzt werden, nicht der Grad der
 wechselseitigen Möglichkeit, sondern die auf die wechselseitigen
 Sachen verwandte Arbeit den Tauschwerth entscheiden sollte —
 denn es ist offenbar, daß hier nur vom Tauschwerthe gespro-
 chen wird, es mag nun die Möglichkeit oder die Arbeit als
 Werthmesser angenommen werden, weil der Kampf, der zwischen
 dem Anbietenden und Begehrenden entsteht, aus den verschie-
 denen Begriffen erwächst, den Beide von der Möglichkeit ihrer
 Waare haben, wie in Riächta der Inhaber von 4 Pfd. Thee
 und der Inhaber von einer Elle Tuch; und einigen sie sich
 endlich darüber, so haben sie nicht den Preis, sondern den
 Tauschwerth, das heißt den Grad der Möglichkeit ihrer wech-
 selseitigen Waare bestimmt, und sie vollziehen den Tausch nun
 wirklich; der Eine giebt 4 Pfund Thee und der Andere eine
 Elle Tuch, oder, was ganz einerlei ist, sie bestimmen, ein Tha-
 ler soll einem Pfund Thee, und vier Thaler einer Elle Tuch
 gleich sein, und gleichen sich damit aus, wenn der Eine oder
 der Andere nicht mehr Thee oder Tuch zum Tausche hat —
 sie haben sich also um den Tauschwerth gezankt, der nun, nach-
 dem er festgestellt ist, entweder in Waaren oder in Gelde reaz

listet wird, das heißt der Tausch wird vollzogen; und nicht die auf die wechselseitige Waare verwandte Arbeit (Hervorbringungskosten), wornach allerdings jeder subjektiv die Höhe seiner Waare abmißt, sondern der Grad der Möglichkeit hat objektiv den Tauschwerth bestimmt, wovon hier und überhaupt nur die Rede sein kann, wenn vom Preise gesprochen wird. — Auch ist es nicht richtig, wenn behauptet wird, der Erzeuger wird die Waare nicht unter den Hervorbringungskosten vertauschen. — Dieß hängt lediglich von äußeren Verhältnissen ab, und sehr oft muß der Erzeuger seine Waare unter dem Kostenpreise absetzen, weil sie für den Moment eben nicht einen objektiven Grad von Möglichkeit hat, der den Hervorbringungskosten gleich kommt: er kann sich nur damit trösten, daß ein anderer günstigerer Moment den Verlust ausgleichen wird, z. B. der Landwirth — er kann deshalb die Produktion seiner Waare nicht aufgeben. Oft auch muß der Fabrikant, der Kaufmann Waaren, die z. B. aus der Mode gekommen sind, oder wenn das rohe Material im Preise gesunken ist, weit unter den Hervorbringungskosten umsetzen, und muß sich mit dem Gewinne trösten, den er früher in einem günstigeren Momente gemacht hat oder in Zukunft machen wird, wo die Waare objektiv nützlicher oder angenehmer war. — Der Handwerker, der Fabrikant wird allerdings aufhören, in der Folge eine Waare zu erzeugen, deren Preis die Verlagskosten nicht ersetzt, aber aus dem zureichenden Grunde, weil die objektive Möglichkeit der Waare nicht mehr anerkannt, oder weil der Markt mit dieser Waare so überfüllt wird, daß der Grad der Möglichkeit wegen des aufgehobenen Gleichgewichts des Angebots zum Verkehr, mit einer geringeren Summe des Preiszeichens ausgedrückt wird. —

Herr von Jacob ist der Sache näher getreten; er sagt im §. 203:

„die Größe des Tauschwerthes eines Dinges, wofür es beliebig zu haben ist, durch ein anderes werthvolles

„Ding ausgedrückt, heißt der Preis desselben. Da der
 „Werth des allgemeinen Tauschmittels am bekanntesten
 „ist, so schießt sich dieses am besten dazu, den Preis zu
 „bestimmen. Der Preis ist also eine solche Quantität
 „des allgemeinen Tauschmittels, die dem Werthe der
 „dafür zu erhaltenden Sachen gleich geschätzt wird, und
 „man kann ihn daher auch als das, durch ein allgemei-
 „nes Tauschmittel dargestellte Aequivalent des Wer-
 „thes einer Sache erklären.“

Diese Definition ist so erschöpfend, daß man nur bedauern
 kann, daß es Herrn v. Jacob beliebt hat, sie durch weitere
 Erklärungen und Ableitungen zu verdunkeln und zu verrücken.

Denn alle die Zufälligkeiten und Nebendinge, die auf die
 Erhöhung oder Erniedrigung des Preises einwirken, haben auf
 die Definition selbst keinen Einfluß, und es mag subjektiv wahr
 sein, daß dem Produzenten es ganz natürlich vorkomme, daß
 das Ding, was er mit so und so viel Kosten, oder einerlei mit
 so oder so viel Arbeit hervorgebracht hat, auch im Tausche ihm
 mit eben so viel Waare oder Geld ersetzt werden müsse, so ist
 das doch nur eine subjektive Ansicht; aber man kann deshalb
 nicht sagen, daß dies ein natürlicher Preis der Dinge sei —
 denn es kann schon mit gleichen Hervorbringungskosten, dasselbe
 Ding sehr gut und sehr schlecht hervorgebracht werden, wie
 sollte eine so schwankende Ansicht einen Maßstab zu einer be-
 sonderen Kategorie des Preises abgeben.

Alle diese Unterabtheilungen: Gewährspreis, Kostenpreis,
 Anschaffungspreis, natürlicher Preis, Marktpreis, sind alles
 rein subjektive Ansichten der Produzenten, daher gar nicht zu
 berücksichtigen, da es hier auf eine allgemeine, überall ausrei-
 chende Definition von dem Begriffe Preis ankommt. —

Es ist gewiß, wie bereits bemerkt ist, daß Kapital und
 Arbeit dazu gehört, um eine Sache hervor zu bringen, die ei-
 nen Tauschwerth, einen Preis haben soll — aber unter keinen

Verhältnissen können diese Hebel zur Beweglichkeit der vorhandenen Stoffe den Preis des Resultats dieser Bewegung bestimmen, sondern lediglich der Grad der Möglichkeit dieses Resultats, weil eben das Resultat höchst nützlich und höchst unnützlich ausfallen kann. —

Die nach meiner Ueberzeugung richtigste Ansicht über die Worte Werth und Preis sind in einer Rezension der allgemeinen Litteraturzeitung November 1821, No. 296. enthalten:

„Wenn über den Begriff Werth bemerkt wird, daß
 „derselbe zugleich den Standpunkt ausdrücke, den ein
 „Gut in der Reihe der Güter einnimmt, so scheint der
 „Ausdruck, den Andere dafür genommen haben — daß
 „nämlich der Werth eines Gutes in dem Grade von
 „dessen Güte bestehe, die Sache noch bestimmter aus-
 „zudrücken, und den Inhalt des Begriffs so deutlich
 „auszudrücken, daß er kaum einer weiteren Erörterung
 „bedarf; die Staatswirthschaftslehrer haben sich mit
 „diesem Begriffe mehr gequält, als es zur Deutlichkeit
 „nöthig ist, da ein deutlicher Begriff durch weitläufige
 „Erklärungen oft dunkler wird, als er im gemeinen
 „Leben erscheint u. s. w.

„So sind z. B. Werth und Preis allerdings ver-
 „schiedene Begriffe, aber sie sind dennoch synonym und
 „können oft gebraucht werden, um ein und dasselbe Ob-
 „jekt ganz richtig zu bezeichnen. Denn Synonyme sind
 „keine durchgängig identische Ausdrücke, sie sind es nur
 „in einigen Merkmalen, und können deshalb eben so
 „wohl etwas Identisches als etwas Verschiedenes be-
 „zeichnen.

„So bedeutet Werth den Grad der Güte einer
 „Sache. — Der Begriff innerer Werth ist nichts we-
 „niger als sinnlos — denn ein Ding, das um seiner selbst
 „willen für gut gehalten wird, hat einen inneren Werth;

„es für etwas Anderes gut, so schreibt man ihm in dieser
 „Beziehung einen äußern Werth zu*), und wenn dieser
 „Werth nach seiner Brauchbarkeit, andere nützliche Dinge
 „dafür zu erhalten, geschätzt wird, so heißt er Tausch-
 „werth, dieser ist also allemal ein äußerer Werth.

„Der bestimmte Tauschwerth eines Dinges, durch
 „eine bestimmte Quantität eines Tauschmittels ausge-
 „drückt, ist sein Preis.

„Preis drückt also wirklich eine nähere Bestimmung
 „des Tauschwerthes aus, und kann in vielen Fällen
 „ohne Nachtheil mit dem Ausdrücke Tauschwerth ver-
 „wechselt werden.

„Wenn ich sage, Gold hat einen größern Tausch-
 „werth als Silber, so drücke ich denselben Gedanken
 „aus, als wenn ich sage, das Gold steht in höherem
 „Preise als das Silber**).“

Warum sollte diese richtige Definition aber nur auf einige
 Fälle und nicht im Allgemeinen anwendbar sein, da das Geld
 das Preiszeichen für alle Waaren ist, und der Grad der Nütz-
 lichkeit jeder Waare in Gelde ausgedrückt wird.

Hier kann nur die Rede davon sein, was für einen Be-
 griff wir mit dem Worte Preis verbinden, nicht von der Oper-
 ation, wodurch die wechselseitige Tauschnützlichkeit zweier Dinge
 bestimmt wird — da nun bei allen Nationen, die sich des Gel-
 des bedienen, der Grad der Tauschnützlichkeit in Gelde ausge-
 drückt wird; so ist es auch klar, daß

*) Dieser Unterschied hebt sich nach meiner Definition, daß Werth allgemein die
 Nützlichkeit eines Dinges, und Tauschwerth den Grad der Nützlichkeit des
 Dinges bezeichne.

**) Storch sagt: Preis unterscheidet sich dadurch vom Tauschwerthe, daß er
 der genaue Ausdruck desselben ist. — Hier ist kein Unterschied; und
 früher „Dinge, die man unter einander vertauschen kann, haben einen
 umkehrbaren oder Tauschwerth. Dieser richtet sich offenbar nicht nach
 der Meinung des Anbietenden, sondern des Begehrenden; der Begehr-
 tige gibt also den Dingen diesen Werth.“

Preis überall der in Gelde bestimmte und ausgedrückte Grad der Tauschnützlichkeit ist,

und daher Tauschwerth und Preis überall synonym sind, denn Geld ist ja nur der Repräsentant des Tauschwerthes.

Es bedarf wohl nicht einmal einer Erwähnung, daß hier unter Geld nicht bloß Silbergeld verstanden werden muß, sondern jedes von der Nation oder den Nationen beliebte und allgemeine Preiszeichen, die Substanz desselben mag bestehen, woraus sie will.

Alle die bis jetzt gemachten Unterabtheilungen, als: natürlicher, gemachter, erkünstelter, zufälliger und Markt-Preis, beziehen sich nicht auf den Begriff Preis, sondern auf die Operation, auf Ort, Verhältnisse und Bedarf, unter denen der Preis, der Grad der Nützlichkeit der Dinge bestimmt wird, und sind also nur überflüssig und verdunkelnd. Es ist beinahe unbegreiflich, daß man noch so verworrene Ansichten von dem Worte Preis in Umlauf bringen konnte, nachdem der Begriff Tauschwerth festgestellt war.

Der Grad der Nützlichkeit bestimmt sich im Verkehr durch das Verhältniß des Angebots zum Bedarf, und umgekehrt, wenn die freie Concurrrenz durch nichts gehemmt wird. —

Wenn auch die Dinge, durch das Verhältniß des Angebotes zum Bedarf, an ihrer subjektiven Nützlichkeit weder gewinnen noch verlieren, so steht doch der Grad der Nützlichkeit mit dem Angebote objektiv in einem Wechselverhältnisse, nämlich in Hinsicht der Summe, womit die Tauschnützlichkeit ausgedrückt werden soll, und dies Verhältniß wird durch eine mindere Summe ausgedrückt, wenn das Angebot größer ist als der Begehr; so wie es durch eine größere ausgedrückt wird, wenn der Bedarf größer als das Angebot ist.

Denn ein Scheffel Roggen ist mir gleich nützlich, ich mag dafür 1 rthl. oder 15 sgr. zahlen — aber ich bezahle den Grad der Nützlichkeit ganz anders, wenn ich nur 1 Scheffel bez

darf und 3 Scheffel angeboten werden, als wenn ich 3 Scheffel bedarf und nur einer angeboten wird.

Ist nun das Angebot bei weitem größer als der Bedarf, so wird die Summe, die den Grad der Möglichkeit repräsentirt, auch im Verhältniß der Quantität des Angebotes bedeutend geringer werden — im umgekehrten Fall bedeutend größer.

Ist der Produzent gezwungen, das Ding, das er produziert hat, den Consumenten anzubieten, so wird er sich gefallen lassen müssen, daß der Consument die Summe, die den Grad der Möglichkeit repräsentiren soll, bestimme — sie wird also unter diesem Verhältniß so niedrig als möglich bestimmt werden. Muß der Consument das Ding, das er bedarf, bei dem Produzenten suchen, so wird der Produzent den Preis bestimmen, und die Summe wird sich zu Gunsten desselben stellen.

Dieser allgemeine Erfahrungssatz wird hoffentlich nicht abgелеugnet werden können. Ist z. B. der Landwirth, der Fabrikant gezwungen, seine Waaren auf öffentliche Märkte zu fahren, so wird das Verhältniß der Menge der Consumenten zu der Menge der vorhandenen Dinge den Tauschwerth bestimmen, und der Preis sinkt, wenn das Angebot größer ist als der Begehr. Wird aber der Consument durch sein Bedürfniß getrieben, das Produkt bei dem Produzenten selbst zu suchen, so liegt in diesem Suchen schon der Grad des gesteigerten Bedürfnisses, und der Produzent wird auf alle Fälle einen größern Preis erhalten.

Wenn Storch sich auch von der hergebrachten Idee, daß die Hervorbringungskosten den Preis bestimmen, nicht losmachen kann und daher annimmt, daß es einen nothwendigen Preis und einen Marktpreis gebe, so muß er doch zugeben, daß der erste nicht berücksichtigt wird. Er sagt:

„In Rücksicht der Ausdehnung müssen Begehr und Angebot, wie groß auch ihr Betrag sein mag, immer im

„Gleichgewicht stehen*), und der Marktpreis fällt mit
 „dem nothwendigen zusammen. Wenn der Begehr stark
 „oder schwach ist, so erzeugt der Wettbewerb neben dem
 „Kampfe zwischen Anbietenden und Begehrenden noch
 „einen zweiten, entweder unter den Anbietenden, um die
 „Waare los zu werden, wodurch der Preis herabgeht,
 „oder unter den Begehrenden, um sie zu erwerben,
 „welches den Preis erhöht. Starker Begehr veranlaßt
 „den Wettstreit unter den Begehrenden, schwacher unter
 „den Anbietenden. Die Kräfte beider Theile stehen stets
 „im umgekehrten Verhältnisse ihrer Anzahl und ihres
 „Bedürfnisses, zu tauschen. Die Anzahl vermehrt den
 „Wettstreit unter denen, die einerlei Absicht haben; das
 „Bedürfniß treibt sie an, einzuwilligen.“

Also die ganze Operation geschieht, ohne auf die, auf ein
 Ding verwandte Kapitale und Arbeit Rücksicht zu nehmen,
 und es stellt sich jedes Ding unabhängig von dem anderen, im
 Verhältniß des Angebotes zum Bedarf; und man kann also im
 Allgemeinen sagen:

„Das Verhältniß vom Angebot zum Bedarf und um-
 „gekehrt, bestimmt die Summe des allgemeinen Preis-
 „zeichens, wodurch der Grad der Nützlichkeit eines Din-
 „ges ausgedrückt werden soll.

„Alle Dinge, die angeboten werden müssen, sinken,
 „alle Dinge, die gesucht werden müssen, steigen im Preise.

„Der Preis sinkt im Verhältniß der Quantität der
 „Dinge, die angeboten werden müssen, er steigt im Ver-
 „hältniß der gesuchten Quantität.

„Es kann also ein Ding unabhängig von allen an-
 „dern im Preise steigen oder fallen, je nachdem es ge-
 „sucht oder angeboten wird.

*) Dies hätte bewiesen werden müssen, denn die tägliche Erfahrung wider-
 spricht dieser Annahme geradezu.

„Es kann daher kein Ding in der Welt der allge-
 „meine unabänderliche Maasstab für alle andere Dinge
 „sein, da der Preis eines jeden Dinges von dem zus-
 „fälligen Suchen oder Anbieten desselben abhängt.

„Es giebt nur einen Preis, den nämlich, der sich
 „durch freie Concurrnz im Verhältniß des Angebots
 „zum Bedarf feststellt.“

Es ist lange darüber gestritten worden, ob der Consument oder der Produzent den Preis der Dinge feststelle, und die weitere Erörterung der Frage würde nach der obigen Bestimmung überflüssig sein, wenn aus den verschiedenen Auflösungen derselben nicht ganz verschiedene Resultate hinsichtlich der Besteuerung hervorgegangen wären.

Allgemein läßt sich die Frage nicht beantworten, da auch hier die äußeren Verhältnisse, unter denen angeboten und begehrt werden muß, bestimmen, Verhältnisse, unter denen bald der Produzent, bald der Consument, auch wechselseitig Consument und Produzent den Preis bestimmen: also überhaupt „wenn das Angebot den Begehr übersteigt, wird der Consument, und übersteigt der Begehr das Angebot, der Produzent den Preis bestimmen.“ — Daraus folgt, daß bei Dingen, die überall in zureichender Menge erzeugt werden, und deren Aufbewahrung mit Kosten verknüpft ist, bei freier Concurrnz und unter den gewöhnlichen Verhältnissen, der Consument den Preis bestimmen wird.

Angenommen, es wird in einem Staate eine zureichende Menge Getreide gewonnen, um die vorhandene Bevölkerung zu ernähren. Hier wird der Produzent den Ueberschuß über seinen Bedarf verkaufen müssen, um seine Wirtschaftsbedürfnisse befriedigen, die Staats- und Communal-Abgaben und Zinsen von geliehenen Kapitalen bezahlen zu können — und er ist daher genöthiget, seinen Ueberschuß auf dem nächsten Markte zuvörderst feil zu bieten, da er unter diesen Verhältnissen bei

ihm nicht gesucht wird. Drei Vierteltheile der Nation beschäftigen sich mit dem Ackerbau, und ein Vierteltheil der Nation hat nur das Bedürfnis zu kaufen, es verhält sich also die Zahl der Anbietenden zu den Begehrenden wie 3 zu 1; und wenn auch nach Abzug des Selbstbedarfs nur ein Viertel des gesammten Produkts zum Verkauf übrig bleibt, womit das Bedürfnis der Begehrenden befriediget werden kann, so entscheidet doch hier die überwiegende Mehrheit der Anbietenden über die Höhe des festzustellenden Preises —, weil der Consument das Bedürfnis des Produzenten, zu verkaufen, kennt, und weil der Produzent die feilgebotene Waare nicht ohne bedeutenden Nachtheil zurückfahren und aufbewahren kann. — Ist der Produzent nun also genöthiget, seine Waare zu verkaufen, so wird er sich auch den Preis gefallen lassen müssen, den der Consument feststellt.

Allerdings wird sich auch hier der Preis nach dem Verhältniß des Angebotes zum Begehre stellen, und es kann daher an einem Markttage theurer sein als an dem andern, aber der Consument kauft die Waare, die er überall und zu allen Zeiten haben kann, in den Perioden vorrathsweise ein, wo er hinsichtlich des Angebotes den niedrigsten Preis stellen kann. Diese Perioden sind in der Regel Martini, wo die kleinen Grundbesitzer ihre baaren Verpflichtungen erfüllen, und Weihnachten, wo die größeren Grundbesitzer Zinsen und Abgaben zahlen müssen. — Die Erfahrung lehrt, daß unter diesen Verhältnissen der Preis der Urprodukte immer sinkt, weil es bei dem vermehrten Angebot den Consumenten um so mehr gelingt, den Preis herabzudrücken.

Ein zureichender Beweis für den Satz, daß hier der Consument den Preis bestimmt, geht schon aus dem oft zufälligen Steigen und Fallen dieser Produkte hervor. — Hinge es z. B. von dem Produzenten ab, den Preis des Getreides, des Branntweins, der Wolle zu bestimmen, so würde der Preis eher in die Höhe gehen als sinken, da vorausgesetzt werden darf, jeder will so viel als möglich an seiner Waare gewinnen. —

und nur die Ueberzeugung, daß hier der Consument den Preis bestimmt, kann ihn vermögen, seinem Willen entgegen einen niedrigeren anzunehmen. —

Wenn es nun wahr ist, daß, man kann sagen, beinahe bei der ganzen Urproduktion, der Consument und nicht der Produzent den Preis d. h. die Summe der Preiszeichen bestimmt, die dafür gegeben werden soll, wenn es anerkannt ist, daß die Staatsabgaben in diesem Preiszeichen unter den jetzigen bürgerlichen und politischen Verhältnissen entrichtet werden müssen, so würde es ein arger Mißgriff sein, wenn man nach dem physiokratischen System alle Abgaben an den Staat, in einer einzigen Steuer, die von den rohen Bodenerzeugnissen erhoben werden soll, verwandeln wollte. Und wenn diese Theorie auch schon zureichend widerlegt ist, so wird diese Produktion doch fast noch überall viel zu hoch besteuert, weil man sich von der Meinung nicht losmachen kann, daß auch hier der Produzent den Preis bestimme.

Es können allerdings Verhältnisse eintreten, wo auch bei dieser Produktion der Produzent den Preis bestimmt; doch sind das nur Ausnahmen von der Regel, z. B. Mißwachs, Begehr des Produktes nach dem Auslande, Krieg u. s. w. Aber diese Ausnahmen können den von mir aufgestellten Satz nicht aufheben, denn ich behaupte nur, daß bei freier Concurrnz und unter den gewöhnlichen Verhältnissen hier der Consument den Preis bestimmen werde.

Anders verhält es sich bei Dingen, die überall gesucht, aber nicht überall erzeugt werden, z. B. Salz, Salpeter, Farben u. s. w. Hier wird der Produzent den Preis bestimmen, denn es tritt ein umgekehrtes Verhältniß des Begehres zum Angebot hervor. Hier kann nur von theils unentbehrlichen, theils nothwendigen Bedürfnissen die Rede sein. Bei den unentbehrlichen wird der Produzent unbedingt die Höhe des Preises bestimmen können, z. B. Salz; der Consument muß es

haben, er kann es nicht überall haben, er muß den Preis genehmigen, den der Produzent stellt. — Bei den nothwendigen Bedürfnissen wird der Produzent auch immer den Preis bestimmen, aber er wird sich mit der Höhe desselben nach den obwaltenden Verhältnissen richten müssen. Bei einem langen friedlichen Zustande wird er z. B. den Preis des Salpeters nicht zu der Höhe normiren können, wie im kriegerischen Zustande, da diese Sache nicht zu den unentbehrlichen, wohl aber zu den im Kriege höchst nothwendigen gehört. Unter andern Verhältnissen wird dies mit Indigo derselbe Fall sein — wird der Indigo den Färbern unentbehrlich, so werden sie auch jeden gestellten Preis dafür bezahlen müssen. —

Bei Sachen aber, die nicht überall erzeugt und auch nicht überall gesucht werden, wird bald der Produzent, bald der Consument den Preis bestimmen, z. B. Tabak, Zucker, Kaffee, Gewürze u. s. w.

Diese Dinge können genossen, sie können entbehrt werden; und die Quantität der Produktion zum Verhältniß des Vergehens wird hier allein bestimmen, ob der Produzent oder der Consument den Preis feststellen soll. Wird aber die freie Concurrenz aufgehoben, so wird auch bei diesen Gegenständen der Produzent den Preis bestimmen, wie ehemals die Holländer den Preis der Gewürze, wenn nicht sämtliche Consumenten übereinkommen, die Sache zu entbehren, oder bemüht sind, sie durch Surrogate zu ersetzen. —

Es mag sich nun das Verhältniß des allgemeinen Preiszeichens zu den Sachen stellen wie es will, so wird der Consument doch bei den unentbehrlichen und nothwendigen Sachen, die nicht überall erzeugt und angeboten werden, den Preis zahlen müssen, den der Produzent stellt, so wie der Produzent gezwungen ist, bei Sachen, die überall erzeugt und angeboten werden, sich den Preis gefallen zu lassen, den der Consument stellt. —

Sollte es mir gelungen sein, meine Ansichten über diese

wichtigen Gegenstände klar und allgemein verständlich ausgesprochen zu haben, und sollten die Folgen richtig sein, die ich aus den bereits anerkannten Grundsätzen gezogen habe, so würde die Verwirrung endlich genügend aufgelöst sein, die Adam Smith durch seine Erklärungen der Worte Werth und Preis veranlaßt hat. —

Die Wichtigkeit der Sache ist von allen Schriftstellern, die über Nationalökonomie geschrieben haben, anerkannt, und ich kann nur ersuchen, die folgende Zusammenstellung meiner Ansichten genau zu prüfen.

Was ist Werth und Preis?

§. 1.

Werth ist die Möglichkeit oder Angenehmheit einer Sache.

§. 2.

Jede Sache, also alle in der Natur vorhandenen Stoffe sind nützlich oder angenehm, folglich hat jede Sache einen Werth.

§. 3.

Es kann aber eine Sache nur unter gewissen Verhältnissen, nur für gewisse Personen nützlich sein, z. B. Diamanten. Ebenso kann eine Sache nur zu gewissen Zeiten nützlich sein, z. B. Sand, Kies, Steine, wenn gebaut wird. — Es kann eine Sache nur an gewissen Orten nützlich sein, z. B. Kleidungsstücke, Brennholz. — Es kann ein Ding zu allen Zeiten, an allen Orten und unter allen Verhältnissen nützlich sein, z. B. Lebensmittel, Luft, Wasser.

§. 4.

Zeit, Ort und Bedürfniß bestimmen den Grad der Nützlichkeit, den Tauschwerth der Sachen. — Bedürfnißwerth und Tauschwerth sind synonym, weil das Bedürfniß den Tauschwerth mit bestimmt*).

§. 5.

Es gehört allerdings eine zweckmäßige Bewegung der vorhandenen Stoffe (Industrie) und das Resultat einer nicht verzehrten zweckmäßigen Bewegung vorhandener Stoffe (Kapital) dazu, um ein Ding zusammenzusetzen, das einen Tauschwerth haben soll; aber nicht diese Hebel zur Beweglichkeit der vorhandenen Stoffe, sondern die Verhältnisse allein, unter denen eine Sache angeboten oder begehrt wird, bestimmen den Grad der Tauschnützlichkeit einer Sache. — Ein Zobelpelz hat in Petersburg einen hohen Grad von Nützlichkeit, in Tomsk keine.

§. 6.

Das Verhältniß vom Angebot zum Bedarf einer nützlichen oder angenehmen Sache, und umgekehrt — bestimmt die Summe des allgemeinen Preiszeichens, wodurch der Grad der Nützlichkeit oder Angenehmheit einer Sache dargestellt werden soll.

§. 7.

Preis ist also die in Gelde bestimmte und ausgedrückte Tauschnützlichkeit oder Angenehmheit einer Sache.

§. 8.

Alle Dinge, die angeboten werden müssen, sinken im Preise, alle Dinge, die gesucht werden müssen, steigen im Preise.

§. 9.

*) Synonym sind nämlich sinnverwandte Wörter, nicht gleichbedeutende; aber hier ist die Ähnlichkeit so groß, daß die unterscheidenden Merkmale, besonders in der Anwendung kaum bemerkt werden können — denn was ich tausche, bedarf ich, und was ich bedarf, tausche ich.

§. 9.

Der Preis sinkt im Verhältniß der Quantität der Sachen, die angeboten werden müssen; er steigt im Verhältniß der gesuchten Quantität.

§. 10.

Es kann also eine Sache, unabhängig von allen andern, im Preise steigen oder fallen, je nachdem sie gesucht oder angeboten werden muß.

§. 11.

Es kann daher keine Sache in der Welt der allgemeine, unabänderliche Maasstab für alle anderen Dinge sein, da der Preis eines jeden Dinges von dem Suchen oder Anbieten desselben abhängt.

§. 12.

Bei freier Concurrenz bestimmt unter den gewöhnlichen Verhältnissen — bei Sachen, die überall in zureichender Menge erzeugt und angeboten werden, und deren Versendung und Aufbewahrung mit Kosten verknüpft ist, der Consument den Preis, z. B. Getreide, Wolle, Branntwein u. s. w.

§. 13.

Bei Sachen, die überall gesucht, aber nicht überall erzeugt werden, bestimmt der Produzent den Preis, z. B. Salz, Salpeter, Farben u. s. w.

§. 14.

Bei Sachen, die nicht überall erzeugt, aber auch nicht überall gesucht werden, bestimmt bald der Produzent, bald der Consument den Preis, z. B. Tabak, Zucker, Kaffee, Gewürze u. s. w.

§. 15.

Bestimmt aber der Produzent ohne freie Concurrrenz den Preis, wie ehedem die Holländer den der Gewürze, dann muß der Consument, will er die Sache nicht entbehren, den Preis zahlen, den der Produzent stellt.

Direkte und indirekte Abgaben.

Les droits sur les marchandises sont ceux que les peuples sentent le moins, parce qu'on ne leur fait pas une demande formelle. Ils peuvent être si sagement menagés, que les peuples presque ignorent qu'ils les paient. Pour cela il est d'une grande conséquence que ce soit celui qui vend la marchandise qui paie le droit. Il sait bien qu'il ne paie pas pour lui, et l'acheteur qui dans le fond le paie le confond avec le prix.

Oeuvres complètes de Montesquieu
Tom. II. pag. 49.

Les impôts directs sont difficiles à lever sur les habitans épars de nos vastes provinces, tandis que les consommateurs sentent moins le poids de la taxe sur les marchandises, et ne s'en plaignent pas autant.

Oeuvres posthumes de Benj. Franklin
Tom. I. pag. 239.

Es giebt nur vier Quellen, aus welchen die Staatsabgaben abfließen können, nämlich die Einnahme von Grund und Boden, die Einnahme von den Häusern, die Einnahme von den Kapitalien, die Einnahme von der Industrie, die entweder aus der Arbeit selbst, oder aus den zu der Arbeit verbrauchten Maschinen fließen kann. Es kann daher auch nur viererlei Steuern geben, nämlich:

Grundeinnahme: Steuer,
Häusereinnahme: Steuer,
Kapitaleinnahme: Steuer,
Industrie-einnahme: Steuer,

wovon die letztere entweder sächlich oder persönlich sein kann. Ich muß bemerken, daß ich hier absichtlich Einnahme statt Rente gesagt habe, da von einer Rente in dem Sinne, wie die National-Ökonomen den Ausdruck auffassen, in der Finanzwissenschaft gar nicht die Rede sein kann, weil das Objekt der Besteuerung = 0 sein würde, was ich in dem folgenden Hefte arithmetisch beweisen werde.

Grund und Boden, der Urstoff, auf dem etwas erzeugt werden kann, ist an sich kein Objekt der Besteuerung, da zuerst verschiedene Bewegungen mit ihm vorgenommen werden müssen, ehe er eine Einnahme gewährt; aber das Produkt, das aus diesen Bewegungen mit dem Urstoffe entsteht, ist das besteuerefähige Objekt. — Man kann daher nicht von einer Grundsteuer sprechen, da Grund und Boden nicht besteuert werden kann, sondern nur von einer Grundeinnahmesteuer.

Sobald Grund und Boden ins Privateigenthum übergeht, behält sich der Staat einen Antheil an der Einnahme davon vor; dieser Antheil kann nun in Naturalien, womit in der Regel angefangen wird, oder in Gelde bestehen, in welches späterhin die Naturalabgabe immer verwandelt wird. — Da nun Grund und Boden das todte Kapital ist, aus dem eine Einnahme gewonnen werden muß, so kann man auch sagen: der Staat behält sich einen Theil dieses todten Kapitals vor, aus dem die Einnahme gewonnen werden soll, die er zu Staatszwecken braucht.

Diese Wahrheit wird auch bei allen Käufen und Verkäufen anerkannt, indem die Einnahme von diesem Kapital, was sich der Staat reservirt hat, bei der Bestimmung des Kaufpreises in Abzug gebracht wird. — Der Käufer bezahlt also das Kapital nicht, und die Abgabe, die er davon entrichtet, ist daher keine Steuer, sondern der Zins von einer auf dem Gute haftenden nicht mitbezahlten Schuld.

Dies ist derselbe Fall bei Häusern. — Es giebt also eigentlich keine Grundeinnahmesteuer und keine Häuservereinnahmesteuer, da diese Steuer nur der Zins von dem Kapitale ist, das der erste Erwerber des Grundstücks dem Staate abgetreten, oder vielmehr von ihm gar nicht erhalten hat. — Wollte man nun die Grundeinnahmesteuer erhöhen oder erniedrigen, so würde man dem gegenwärtigen Besitzer entweder einen Theil seines Kapitals nehmen, oder ihm den Theil des Kapitals schenken, den er nun dem Staate nicht weiter zu verzinsen braucht.

Dies sind allerdings nur Andeutungen, die hier und da noch des Beweises bedürfen; aber es ist hier meine Absicht nicht, diese allgemeinen Wahrheiten näher zu beleuchten, vielmehr sollen sie hier nur als Einleitung zu dem dienen, was ich über direkte und indirekte Abgaben zu sagen habe.

Aber alle persönliche Abgaben treffen und müssen allein die aus den vier Cathegorien entspringenden Einnahmen treffen, und alle die bis jetzt angenommenen verschiedenen Abtheilungen: Natural- und Geld-Abgaben, Personal- und Reals-Abgaben, subsumiren sich unter den allgemeinen Begriff „Einnahme-Abgabe“ oder in dem gewöhnlichen Ausdruck „Einkommensteuer“ —, weil das Einkommen überhaupt die einzige Quelle ist, woraus alle Staatsabgaben fließen können.

Die Art der Erhebung ist immer direkt, sie mag nun geschehen, indem man von allen Einnahmen eine bestimmte Quote erhebt, oder nur von einigen, nämlich von den Produzenten; im letzteren Falle wird angenommen: der Consument ersetze im Verzehren dem Produzenten die Steuer, was aber nicht immer der Fall ist.

Würde die Quote, die der Staat von der Einnahme begehrt, in den erzeugten Produkten entrichtet, so würde sich ein Maassstab feststellen lassen, wornach die Steuer dergestalt abgemessen werden könnte, daß sie das Bedürfniß befriedigte,

ohne die Steuerbaren in ihren nothwendigen Genüssen zu beschränken, und man könnte allenfalls sagen: der vierte Theil der gesammten Produktion würde das Maximum abgeben. — Da aber die Steuer nicht in Produkten, sondern in Gelde entrichtet werden muß, so läßt sich bei der Veränderlichkeit der Preise des Geldes zu einem und dem anderen Dinge, kein allgemeiner Maaßstab angeben — und jede bestimmte persönliche Abgabe, welche die Produktion zum Maaßstabe hat, kann unter sich ereignenden Verhältnissen höchst drückend und ungerrecht, ja unerschwinglich werden, z. B. Gewerbesteuer, Klassensteuer. —

Nach der möglichen Quote, die von der Einnahme entnommen werden kann, muß nothwendig die Ausgabe, die Staats-Consumtion, berechnet werden — denn, wollte der Staatswirth eine Quote von der Einnahme nehmen, welche die Einfassen in ihren Lebensgenüssen beschränkte, so müßte daraus nothwendig ein allgemeines Mißvergnügen entstehen; wollte er sogar die Ausgabe so normiren, daß selbst das Kapital angegriffen werden müßte, so würde er sich selbst die Quelle verstopfen, aus der die Abgaben nur allein fließen können, und es müßte daraus successive ein Staats-Banquerout entstehen. — Die verwerfliche Lehre, daß zuvörderst die Staatsausgabe ohne Rücksicht auf die National-Einnahme festgestellt werden müsse, bedarf daher keiner weiteren Widerlegung, da sie in ihrer Anwendung offenbar den Ruin der Einzelnen, mithin auch den der Gesammtheit herbeiführen müßte.

Eben so lächerlich ist es, behaupten zu wollen, daß hohe Abgaben die Industrie vermehren, und überhaupt auf die Produktion wohlthätig einwirken. — Nur Der arbeitet mit Lust und Liebe zur Sache, der versichert ist, daß er sich nach angestrebter Arbeit einen guten Tag machen kann. Die Arbeit wird ihm nur halb gelingen, wenn er, wie ein herumgehender Züchtling, besorgen muß, es wird ihm von seinem Gewinne

so viel genommen, daß er von dem Reste kaum das Leben fristen kann. — Die Nation soll arbeiten, sie muß arbeiten; aber unstreitig wird doch jene die glücklichste sein, die sich mit der wenigsten Anstrengung soviel Genüsse verschaffen kann, als sie zu einem frohen Leben bedarf. Wenn nun nicht zu leugnen ist, daß jede Abgabe den Genuß des Einzelnen beschränkt, indem sie ihm einen Theil der Mittel nimmt, wodurch er sich Genüsse verschaffen kann, und dieser Theil entweder durch vermehrte Arbeit oder durch Entbehren ersetzt werden muß, so nähert sich der Staat im ersten Falle, im Verhältniß der Höhe der Abgaben, immer mehr einer Corrections-, und im zweiten einer Hungerkur-Anstalt — und der Staatszweck, das Wohl befinden Aller zu befördern, wird, im Verhältniß der Höhe der Abgaben, erdrückt.

Bei bedeutenden direkten persönlichen Abgaben können bedeutende indirekte Abgaben nicht erhoben werden*), weil durch die ersteren schon der Theil der Einnahme verschlungen wird, woraus die anderen allein fließen können, oder mit anderen Worten: es wird den Gesamtproduzenten durch die persönliche direkte Abgabe schon so viel genommen, daß ihnen zum Verzehren nur wenig übrig bleibt. Es ist hier nur von persönlichen Abgaben überhaupt die Rede, da die sogenannten Grundeinnahme-Abgaben keine Abgaben sind. Je geringer also die direkten persönlichen Abgaben sind, desto größer wird die Quote sein, aus der indirekte Abgaben erhoben werden können, und umgekehrt, da beide Abgaben nur aus einer und derselben Quelle erhoben werden können.

Sind diese Bestimmungen richtig, so wird nur noch zu untersuchen bleiben, welche persönliche Abgaben für Staat und Volk, oder für Alle und Einzelne am zweckdienlichsten sind, ob

*) Ich habe hier die jetzt übliche Benennung gebraucht, um der Deutlichkeit nicht zu schaden, und müssen hier noch unter indirekten Abgaben die Consumtions-Abgaben verstanden werden.

diejenigen, die in bestimmten Sätzen von allen Produzenten erhoben werden (direkte Abgaben), oder diejenigen, die nur von einigen Produzenten erhoben werden, und welche die übrige Zahl von Produzenten den allein Besteuerten wieder ersetzen soll (indirekte Abgaben).

Man fordert von einem guten Abgabensystem*):

- 1) daß es bloß die jährliche Einnahme, nicht aber die Fonds oder die Kapitale besteuere;
- 2) daß es keine Befreiungen zulasse, sondern alle Klassen der Einwohner ohne Ausnahme, und Jeden nach der Proportion seiner Einkünfte besteuere;
- 3) daß sowohl die zu erhebende Summe, als die Art, der Ort und die Zeit ihrer Erhebung so bestimmt sei, daß kein Streit darüber entstehen kann;
- 4) daß der bürgerlichen und persönlichen Freiheit dadurch so wenig als möglich Abbruch geschehe;
- 5) daß die Natur der Abgabe den Versuch, sich ihr zu entziehen, schon selbst erschwere;
- 6) daß der möglichst geringste Theil der Abgabe durch die Erhebungskosten verschlungen werde, oder in den Händen der Offizianten bleibe;
- 7) daß noch weniger Anlaß zu Nebenkosten, Sporteln, Bestechungen u. s. w. dadurch gegeben werde;
- 8) daß die Erhebung mit der möglichst kleinsten Unbequemlichkeit und ohne Zeitverlust der Contribuenten geschehe.

Herr v. Jacob gesteht selbst ein, daß es schwer ist, alle diese Vortheile in dem Abgabensystem zu vereinigen. —

Es bedarf keines neuen Beweises, daß alle Naturalabgaben die drückendsten für die Steuerpflichtigen sind — weil die Nebenkosten, um die Abgabe an Ort und Stelle zu bringen, höchst

* v. Jacob, Grundsätze der Nationalökonomie.

höchst bedeutend, weil die Operationen bei der Abnahme unvermeidlich sind, da die Quantität und Qualität des abzuliefernden Objekts nur zum Nachtheil des Steuerpflichtigen bestimmt wird, und weil die Aufbewahrung der Masse der Nation bedeutende Kosten verursacht. — Es kann hier also nur von Abgaben in Gelde die Rede sein.

Es ist schon bemerkt, daß unter allen Umständen nur die Einnahme besteuert werden kann, und es kann nur die Frage sein: ob man die Einnahmen zwingen soll, einen bestimmten Theil ihrer Einnahme an die Staatskasse abzuführen, oder ob man es zweckmäßiger ihrer Willkühr überlassen soll, ob sie im freiwilligen Verzehren die Abgabe entrichten wollen, ob man also den Erwerb oder die Consumtion besteuern soll? — Die zweite Forderung an ein gutes Abgabensystem, daß es nämlich keine Befreiungen zulasse, sondern alle Klassen der Einwohner ohne Ausnahme und Jeden nach der Proportion seiner Einkünfte besteuere, wird weder auf dem einen, noch auf dem anderen Wege erreicht werden. Wäre das Einkommen etwas festes Unabänderliches, dürfte man voraussetzen, daß jeder Einwohner sein Einkommen redlich angeben werde, könnte die Staatsconsumtion so geregelt werden, daß höchstens nur zehn Prozent von der Einnahme erhoben werden dürften, dann würde es allerdings am zweckmäßigsten sein, die Höhe der Abgaben zu fixiren und die Kasse anzuweisen, den Termin zu bestimmen, wann sie abgeführt werden sollen.

Aber das Einkommen der Einwohner ist immer veränderlich, ihre Neigung es zu verheimlichen, wenn sie etwas davon abgeben sollen, allgemein, und die Staatsconsumtion erfordert unter den jetzigen Verhältnissen eine weit bedeutendere Quote. Soll die Angabe des Einkommens nicht von den Einwohnern selbst geschehen, soll es von außen ermittelt werden, so erfordert die Operation bedeutende Kosten; Verheimlichungen und Bedrückungen bleiben unvermeidlich — und diese Operation

kostet der Nation um so mehr, da sie jährlich bei dem veränderlichen Einkommen wiederholt werden muß, soll die Abgabe nicht ungerecht werden. Diese Wahrheit ist theoretisch und praktisch allgemein anerkannt, und man hat daher, um die Einnahme gleichmäßig zu treffen, andere Abgaben gefordert, die aber an den nämlichen Gebrechen laboriren.

Die Kopfsteuer ist die empörendste aller Steuern, einmal, weil Der, welcher eine bedeutende Einnahme hat, nur eben so viel giebt, als Der, welcher eine geringe hat, und zweitens, weil sie der Hausvater für Frau und Kinder mit entrichten muß. — Hier kann gar nicht die Rede von einer Besteuerung sein, wo Jeder im Verhältniß seines Einkommens betroffen wird — da die Vielheit der Köpfe allein entscheidet, und das Einkommen gar nicht berücksichtigt wird.

Weniger verwerflich ist die Klassensteuer, wo Jeder im Verhältniß seiner Leistungsfähigkeit, d. h. seiner Einnahme, nach einem verhältnismäßigen, aber bestimmten Satze besteuert werden soll. Sie ist aus der Ueberzeugung entsprungen, daß es unmöglich ist, das reine Einkommen eines jeden Einwohners zu erforschen und zu besteuern. Aber auch hier muß die Einnahme doch approximativ gewürdigt, und wenn auch einige Weitläufigkeiten dabei vermieden werden, so bleiben die Veraxationen doch dieselben. — Der Weg zum Begünstigen und zum Benachtheiligen bleibt offen, und die Abgabe ist unstreitig ungerechter, als wenn das Einkommen eines jeden Einzelnen ermittelt und besteuert würde, da man offenbar nicht so viel Klassen machen kann, als die Verschiedenheit des Einkommens es erfordert. Es muß also eine gewisse Quantität Einwohner entweder nach ihren Würden oder nach ihrem Einkommen in eine Klasse zusammengedrückt werden, z. B. in die erste Klasse alle Diejenigen, welche ein Einkommen von 10,000 bis 50,000 Rthlr. und darüber haben. — Von jedem Einwohner dieser Klasse werden jährlich 150 Rthlv. mehr oder weniger

gefordert; will man noch genauer sein, so wird man auch dieser Klasse noch drei Unterabtheilungen geben, und Der, welcher 10,000 Rthlr. Einnahme hat, wird 75 Rthlr., Der, welcher 25,000 Rthlr. Einnahme hat, 100 Rthlr., und Der, welcher 50,000 Rthlr. hat, 150 Rthlr. geben müssen. Es springt in die Augen, daß hier nicht von einer gleichen Besteuerung die Rede sein kann, da der Erste offenbar zu viel und der Letzte zu wenig giebt. — Soll die Klassensteuer nun einen effektlichen Ertrag geben, so werden Die, welche ein mittleres Einkommen haben, im Verhältniß der Reichen, über die Gebühr angezogen werden, und die Einwohner, welche etwa ein Einkommen von 150 Rthlr. haben, werden wenigstens in eine Klasse eingezwängt werden müssen, wo sie jährlich 4 Rthlr. zahlen. — Wenn nun $150 : 4$ geben, so müßte Der, welcher ein Einkommen von 50,000 Rthlr. hat, $1333\frac{1}{2}$ Rthlr. bezahlen. Es tritt also hier das nachtheiligste aller Verhältnisse ein, daß der Arme beinahe neunmal höher besteuert wird, als der Wohlhabende und Reiche, ganz gegen den Hauptgrundsatz der Moral und Politik: daß alle Einwohner ohne Ausnahme, und Jeder nach der Proportion seiner Einkünfte besteuert werden soll. —

Hierzu kommen noch die großen Uebelfände, daß diese Steuer ihrer Natur nach von einer Menge kleiner Erheber eingesammelt werden muß, und daß eben bei den ärmeren Klassen Exekutionen unvermeidlich sind; daß sie um so empfindlicher ist, in je kürzeren Zwischenräumen sie eingezogen werden muß, um sie nicht anschwellen zu lassen, und daß daher die Besoldung der kleinen Erheber, die Exekutionen, die sich diese erlauben, die bedeutenden Exekutionskosten den Einwohnern unvermeidliche Ausgaben über die Steuer verursachen, und die Staatskasse dessen ungeachtet nicht auf eine bestimmte Einnahme rechnen kann.

Diese Steuer ist also in ihrer Veranlagung ungerecht.

mit vieler Arbeit und Bedrückungen verknüpft; sie ist durch die Menge Offizianten, die zur Erhebung angestellt werden müssen, wenn es auch Communal-Beamte sind, sehr kostbar, und durch die unvermeidlichen Exekutionen, vorzüglich der ärmeren Klasse, höchst drückend. Sie ist immer eine nach einem schlechten Prinzip eingerichtete Einkommensteuer. —

Die Gewerbesteuer, oder eigentlich Industriesteuer, die entweder von ganzen Corporationen oder von einzelnen Produzenten erhoben wird, ist keine persönliche Steuer, da sie in der Voraussetzung gegeben und erhoben wird, der Consument des Productes werde dem Produzenten die Steuer in dem Producte wieder ersetzen. Sie gehört also eigentlich zu den sogenannten indirekten Abgaben. Wird die Abgabe von den zu der Produktion nöthigen Maschinen und Gebäuden erhoben, so ist sie eine Kapitaleinkommensteuer — und beide können nicht zu den rein persönlichen Abgaben gerechnet werden.

Wenn diese Steuer gerecht angelegt werden soll, so müssen alle Gewerbe besteuert werden, folglich auch Ackerbau, Viehzucht, Handwerk, Fabriken, Handlung, Schifffahrt, und im weiteren Sinne selbst Kunst und Wissenschaften, kurz, jede Krafteranstrengung physisch und intellektuell, wodurch ein verkäufliches Product dargestellt wird, da das allgemeine Prinzip will, daß Jeder im Verhältniß seines Einkommens besteuert werde. Wird die Steuer so weit ausgedehnt, so wird sie zur Einkommensteuer, weil dann ein Jeder besteuert wird, der ein Einkommen hat; wird aber das Gewerbe nur Einiger besteuert, so liegt die Ungerechtigkeit der Abgabe schon in der Ausnahme.

Es muß das eifrigste Bestreben einer gesunden Verwaltung sein, die Industrie in der Nation zu wecken, zu entwickeln und auf den höchstmöglichen Standpunkt zu heben, weil dadurch allein ein kräftiger Zustand im inneren Staatsleben hervorgebracht werden kann. Es müssen nicht nur alle Fesseln zerbrochen werden, die der freien Entwicklung und Anwen-

dung der intellektuellen und physischen Kräfte der Nation entgegenstehen — es müssen auch alle Hemmungen, die der inneren und der Bewegung nach außen, der industriellen Produktion widerstreben, beseitigt werden, ja sie muß unter gewissen Verhältnissen durch Prämien befördert werden; und es ist daher geradezu gegen den Staatszweck, die Industrie mit einer Strafe zu belegen, sie zu besteuern.

Es kommt nun noch dazu, daß für diese Besteuerung durchaus kein rechtlicher Maßstab aufzufinden ist, da es unmöglich ist, das Gewerbeeinkommen eines Jeden im Durchschnitt zu schätzen und auf seine individuellen Kräfte und Geschicklichkeiten Rücksicht zu nehmen, die örtlichen Verhältnisse zu prüfen, und überall solche Männer zu finden, die dies unparteiisch abschätzen können; von Gewerbsgenossen ist dies am allerwenigsten zu erwarten. — Die Steuer muß also auf die Gattung des Gewerbes geworfen werden, wodurch der Schuster A., der gute Stiefeln machen kann, doch offenbar niedriger besteuert wird, als der Schuster B., der, bei gleicher Thätigkeit und gleichem Aufwande, keine so guten Stiefeln machen kann, folglich weniger Stiefeln absetzen wird; oder dem Schuster A. wird die Abgabe in dem Produkte ersetzt werden, dem Schuster B. nicht. — Diese Steuer entspricht also in keiner Art den Forderungen eines guten Abgabensystems.

Die Kapitalzinseinnahme zu besteuern, ist, wenn auch nicht ungerecht, in sofern alles Uebrige besteuert wird, doch immer höchst bedenklich, einmal, weil baare Kapitale im Lande höchst nothwendig sind, als der Hebel aller industriellen Bewegung, weil sie leicht auswandern können, weil die Ermittlung der Zinseinnahme mit höchst lästigen Förmlichkeiten verknüpft ist, weil der Eigenthümer sich der Steuer auch außer der Auswanderung auf mannigfaltigen Wegen entziehen kann, was bei der Menge au porteur gestellter Papiere um so leichter ist.



Es müßten daher verschiedene höchst lästige Methoden angewandt werden, um die Zinseinnahme der auf verschiedene Art angelegten und geborgten Kapitale zur Besteuerung zu bringen — und es ist daher auf alle Fälle räthlicher, den Kapitalen eine freie, unbesteuerte Bewegung zu gestatten, als eine kleine, unsichere Steuer zu beziehen, die auf den Verlust der Kapitale zum inneren Verkehr selbst einwirken könnte.

Alle übrigen Abgaben, die bloß von einem Objekte, unbekümmert, ob es eine Einnahme gewährt, erhoben werden, als Fenster-, Meubel-, Rauchfangsteuer u. s. w., sind schon deshalb verwerflich, weil Etwas besteuert wird, das keine Einnahme gewährt, und folglich auch nicht besteuert werden kann. Soll mit diesen Objekten die Einnahme der Häuser gemessen und dadurch besteuert werden, so wird es eine Häusereinnahmessteuer, und folglich ein Kapitalzins, der nur unter einem andern Namen erhoben wird, was höchst nachtheilig ist, weil dadurch unndthig das Geschäft der Erhebung erschwert wird.

Derselbe Fall ist es mit den Luxussteuern. Bedienten, Wagen, Pferde u. s. w. gewähren keine Einnahme, sondern erheischen eine Ausgabe; sie sind ein bloßes äußeres Zeichen, daß ich eine Einnahme habe, weil ich sie bezahlen kann, aber an sich kein Objekt der Besteuerung. Es mag in einem reichen Lande, wo die Reichen sich anderen Besteuerungen zu entziehen wissen, und wo keine Einkommensteuer besteht, wohl anständig sein, eine Luxussteuer zu erheben, ob sie gleich, wenn sie von einer bedeutenden Höhe ist, nicht Den trifft, welcher Luxus treibt, sondern Den, welcher dem Luxus dient, also nicht die reiche, sondern die ärmere Klasse; — aber in einem ärmeren Lande würde sie doppelt schädlich wirken, weil sie hier um so mehr die ärmere Klasse treffen würde, da der Reichere nicht Mittel genug hat, den Luxus fortzutreiben und die Abgabe zu bezahlen, und die Quelle successive verstopfen würde, aus der die Abgabe fließen soll.

Die Stempelsteuer greift entweder das Kapital selbst an, als bei Kauf-, Mieths- und anderen Kontrakten und bei Erbschaften, und ist daher unbedingt verwerflich; oder sie ist eine höchst ungerechte Personensteuer, als bei Prozessen, Bittschriften und Bescheiden der Behörden; sie ist daher im rein staatswirthschaftlichen Sinne nicht zu rechtfertigen. — Will man der Spielsucht, der Neugierde und den lachenden Erben eine kleine Strafe auflegen, so wird es sich auch staatswirthschaftlich entschuldigen lassen, von Karten, Lotterielosen, Zeitungen und unverhofften Erbschaften eine Stempelsteuer zu beziehen.

Aber wenn nun alle diese genannten Abgaben, theils wie derrechtlich, theils unausführbar, theils geradezu gegen den Staatszweck sind; wo sollen denn nun die Mittel zur nothwendigen Staatsconsumtion herkommen?

Ich antworte: einzig und allein durch ein gut geregeltes Consumtionssteuer-System, und habe zu beweisen, daß diese Steuer alle Bedingungen möglichst erfüllt, die man von einer zweckmäßigen Steuer verlangen kann, und die Meinung der Staatswirthschaftslehrer zu bekämpfen, welche die stille Ausgleichung nur in soweit eintreten lassen wollen, als durch sie die unvermeidliche Ungleichheit bei der bestimmten Ausgleichung nicht zu erringen ist.

Herr v. Jacob sagt in seinem Werke: Die Finanzwissenschaft, theoretisch und praktisch dargestellt. 1. Bd. Halle 1821. Seite 582:

„Unser allgemeines Prinzip ist daher, das Einkommen
 „eines Jeden direkt nur leicht zu besteuern, und ihm
 „durch die Consumtionssteuer noch so viel abzunehmen,
 „als er hätte an Einkommen geben müssen, wenn die
 „ganze Summe für die Staatsbedürfnisse durch die
 „Einkommensteuer allein erhoben worden wäre.“

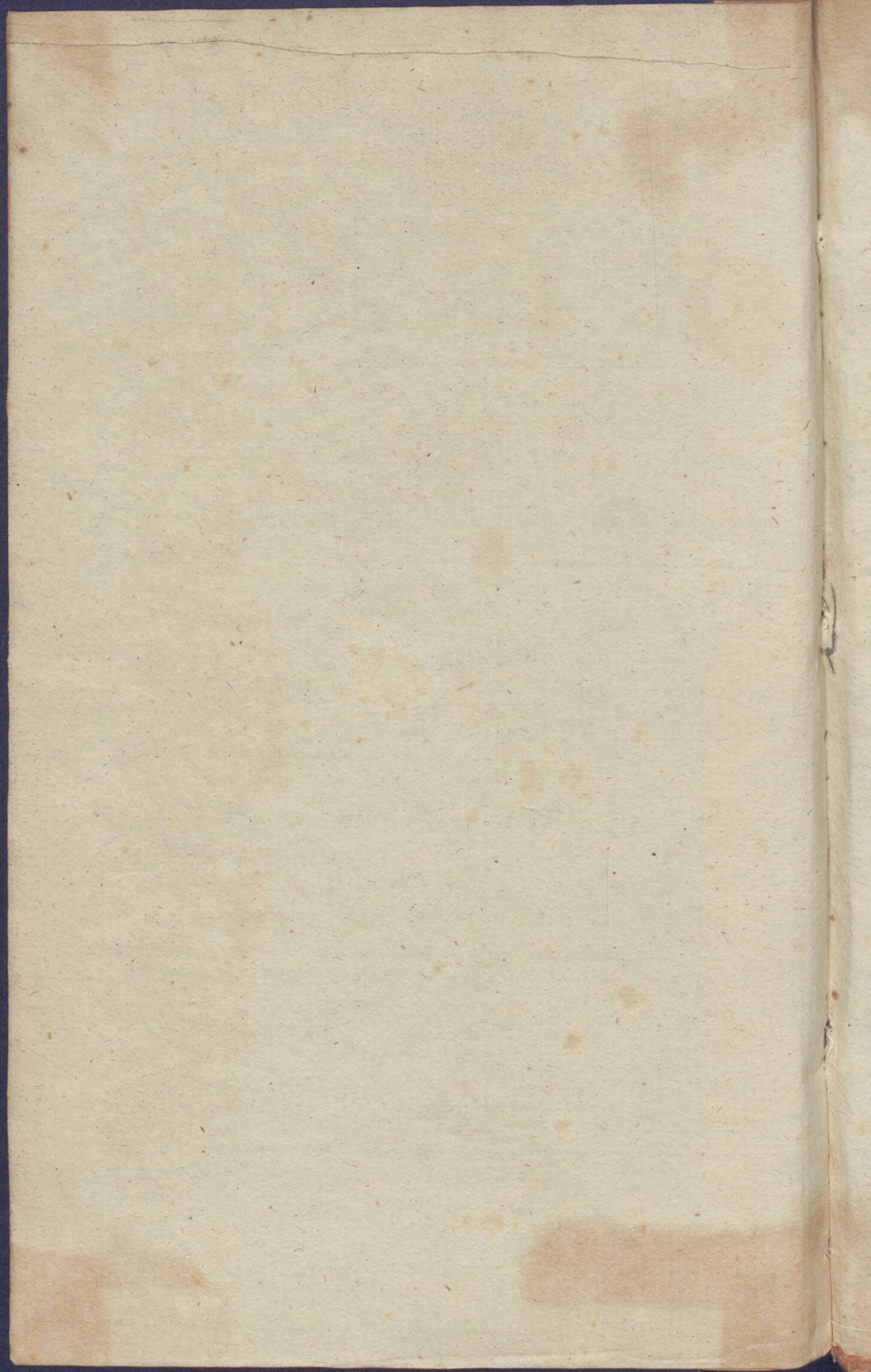
„Die Consumtionszulage eines solchen Systems
 „muß also einst so eingerichtet werden:“

- „1) daß sie zur Ausgleichung der Ungleichheiten dient,
„welche durch die Unvollkommenheit der Einkommen-
„steuer notwendig verblieben;“
- „2) daß sie zur Ergänzung der zu geringen Einkommen-
„steuer überhaupt“ und
- „3) zur Ergänzung der Einkommensteuer bei dem dient,
„welcher damit gänzlich verschont geblieben.“
- Die Unmöglichkeit, eine solche Steuer zu entwerfen, geht
schon aus den drei aufgestellten Bedingungen hervor.

(Die Fortsetzung im künftigen Hefte.)



3



Kb 9433

